



Inhalt: Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. (Fortsetzung, mit Illustration von A. von Wille). — Am lichten Tag. Von F. G. Fischer. — Cäcilie. Novelle von Gustav zu Putlitz. (Schluß). — Vittoria Accoramboni. Von Karl Frenzel. (Schluß, mit Illustrationen von Erot Johann). — Kosmetische Briefe. — Spiegelbilder aus der Gesellschaft. II. (Mit Illustrationen von S. Lüders). — Modenbild nebst Beschreibung. — Auflösung des Nebels Seite 68. — Correspondenz.



Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Marktflecken Helmburg liegt in einem breiten Thalkessel, das gleichbenannte Schloß dagegen hoch in den spitzkuppigen, grünen Bergen, welche die Aussicht im Thal gegen Süden schließend, Vorberge sind für ein mächtigeres, in schroffen Wänden ansteigendes Kalkgebirge. So in stolzer Höhe und doch im Felsenabgrund, steil unter den Schneefanten, aus dem Tannenwald ragt das Schloß.

Wer vom Markte her die Straße kommt, die das Helmburgthal über die Berggründen hinweg mit den jenseitigen Thälern verbindet, hat nach einstündigem Steigen das Schloß zur Linken. Durch das Gitterthor sieht er auf einen freien geräumigen Platz, dessen Hintergrund die Schloßfassade bildet, hier schließt ein Seitenflügel des Palasts, dort eine Kirche ihn ein. Letztere, das älteste Monument des gewaltigen Ganzen, ist ein gothischer Bau aus dem vierzehnten Jahrhundert; zwei Thürme zeichnen ihre dem Platz zugekehrte Fassade aus. Wo das Uralt, im dreißigjährigen Kriege verwüstete Mönchshaus gestanden, erbauten die Grafen Helm, nachdem sie das ungeheure Grundstück an sich gebracht, den Palast, allein auch er wurde von einem gewissenzagen Erben den Cisterziensern als Wohnung eingeräumt und blieb es bis zum Anfang dieses Jahrhunderts. Er ist ein Renaissancebau mit gothischen Reminiszenzen. Eine Säulenarkade schmückt das untere Geschoß, im Innern befinden sich schöne Treppen, gewölbte Festhale und prächtige Portale.

Der gegenwärtige Besitzer der Helm'schen Majoratsherrschaft wohnt seit dem Tode seiner Frau auf Helmburg, die übrigen Güter sind verpachtet, sein Palais in der Stadt steht leer. Der Kinderlose, Sechzigjährige findet nur noch an der Jagd Vergnügen; an den Nachmittagen ruft seine Büchse das Echo in den Felsen wach — sonst wird die Einsamkeit und Stille der Bergnatur wenig gestört. Das Schloß ist eine Einsiedelei, wenn auch eine prächtige; die nachbarlichen Gutsbesitzer nennen es „die verwunschene Burg“, die Dörfler aber immer noch „das Kloster“, und wie im gepflasterten Hofe da und dort Gras zwischen den Quaden wuchert, so fehlt es auch im Innern nicht an Spuren der Verwüstung und Verödung.

Selbst die Ankunft der Gäste bringt nur ins Einerlei der Tagesordnung Abwechslung, aber nicht Lust und Leben in die Räume. Das bewohnte Rechteck und die Kirche an dem großen kahlen Platz liegen im grellen Sonnenlicht wie verzaubert, und im Dunkel der Nacht erscheinen die gewaltigen Steinmassen trotz der Reihe erleuchteter Fenster düster, ungeheuer, drohend.

„Sei der Himmel uns gnädig,“ sagte Egon schon am ersten Tage zum Bruder. „Stelle Dir das Leben hier vor, wenn es regnet!“

Leo, während der Fahrt durch die annuthigeren Gegenden von heiterster Laune, verfällt unter dem Bann dieser ernstern Umgebung dem finstern Geist, dem eitle Trübsal Nahrung ist.

Papa Wiek dagegen, welchen die Reise mehr erschöpfte, als er eingesteht, preist sich glücklich, wieder in einem Lehnstuhl sitzen zu können und andere Kost zu haben, als Wirthshauskost. Seine Tochter und die Gesellschafterin finden das Schloß höchst romantisch, also vorläufig wundervoll.

Helene aber betrachtet den Aufenthalt ausschließlich von der praktischen Seite; für sie hat nur der Schloßherr Interesse, und allein die Sorge, wie ihr Verhältniß zu ihm sich gestalten werde, beschäftigt sie. Werde ich ihn beherrschen, fragt sie sich, wie den gutmüthigen Wiek, den energielosen Leo? und forscht in seinem noch kräftig gefärbten, wenn auch runzeligen Gesicht Graf Helm hört schwer; im geselligen Verkehr deshalb zu großer Aufmerksamkeit gezwungen, hat er den Mund offenstehend und die Augenbrauen emporgesogen, wie es auch blöder Menschen Gewohnheit ist. Aber er ist weder geistlos, noch von nachgiebigem Charakter, gottesfürchtig und wohlthätig, aber auch stolz auf seine Abkunft und ein Enthusiast für die Standesehre. Von jener Ritterlichkeit gegen Damen, die auch dem Greise wohl ansteht, macht er doch einen Unterschied zwischen Fräulein von Wiek und Helene Waldemar, was der letzteren nicht entgeht. Sie ist bald mit sich einig, setzt Stolz dem Stolz entgegen, und grade darum gestattet sich der Verkehr

zwischen diesen Beiden zum höflichsten, den man sich denken kann. Doch heimlich beobachtet Helene den Alten und erkennt aus allen Anzeichen, daß seine Neffen, die Schwermuth des Einen und der Leichtfinn des Anderen, ihm Herzleid verursachen.

Am vierten Tage machte man einen Ausflug ins Thal und kehrt, vom Helmburger Pfarrer begleitet, zum Diner heim, das bis zum Abend sich hinzieht. Das Gespräch kommt auf die Kirche, und der Pfarrer, ein tüchtiger Musiker, rühmt den herrlichen Klang ihrer Orgel. Man beschließt, nach aufgehobener Tafel die Kirche zu besichtigen und das Orgelspiel des Geistlichen zu hören.

Sowie die kleine Gesellschaft durch das spitzgiebelige Portal in die Kirche tritt, dämpfen sich die Stimmen zum Flüsterton. Graf Helm und die Holberge sind Katholiken. Die Uebrigen betrachten den Tempel mit der Theilnahme, die das Neue, und mit der Scheu, die das Fremde einflößt. Zwischen den dichtgedrängten Pfeilern leuchtet das rythmisch wechselnde Roth und Blau der bemalten Fenster, oben von den Gewölbekappen blinken goldene Sterne auf blauem Grunde; doch das hellste, wenn auch immer nur gedämpfte Licht waltet im Chor, welcher mit einigen Stufen über das Langhaus sich erhebt.

Die Damen und Herren schreiten langsam bis zur Steinbrüstung am Chor, nur Herr von Wiek läßt sich in einem reichgeschmizten Beichtstuhl nieder.

Da beginnt der Pfarrer auf dem Empor überm Eingang zu spielen. Das gestirnte Gewölbe füllt sich mit stillen Orgeltönen, sie scheinen aus dem Azur niederzuschweben, dann schwellen sie mächtiger an, und wie der Geistliche mit vollem Werke schließt, schwingt sich die Kraft der Töne hinauf und hinab, dröhnt um die Säulen und braust wie ungestüme Sehnsucht durch das Mittelschiff zum Hochaltar.

Der ältere Holberg steht zwischen Helenen und seinem Oheim. Eine eigenthümliche Bewegung bemächtigt sich seiner, da die Orgel tönt, und plötzlich sinkt er auf den Chorstufen in die Knie, legt die Arme über die Brüstung und birgt schlutzend sein Haupt....

Seine Braut und Mademoiselle werden mit gerührt, Egon sieht wieder die Folgen des unmäßigen Kaffeetrinkens, und Graf Helm schüttelt halb mitleidig, halb unwillig den Kopf, nur Helene blickt den Weinenden verachtend von der Seite an und hat sofort den rechten Namen für diesen unerwarteten Gefühlserguß eines reifen Mannes: sie schließt von dem starken Affect auf das schwache Gemüth.

.... Sobald die Musik verstummt, saßt, beruhigt sich Leo, ja, er blickt heiter und wird berebt, wie sie wieder im Freien sind. Wanda hängt sich an seinen Arm und schaut mit schwimmenden Augen zu ihm auf, der ihr nach der Scene in der Kirche ungemein poetisch erscheint.

Man schlendert gemächlich über den Schloßhof und geht eine

Strecke weit bergab. Die Gipfel der östlichen Berge stehen angefüllt, während um andere Gebirge blaue Abenddämmerung ziehen.

Egon hat Helene den Arm geboten. Weiter zurück, folgen der Pfarrer und Mademoiselle Sophie, und als letztes Paar der Graf mit Herrn von Wief.

„Wie gefiel Ihnen mein Bruder vorhin?“ fragt Egon. „Ist es nicht rührend, wenn ein Cyklop wie er hintert und weint?“

Helene gibt eine ausweichende Antwort. „Ich glaube nicht,“ sagt sie, „daß Orgelklänge jemals auf Sie einen ähnlichen Eindruck machen werden.“

„Da mögen Sie Recht haben. Ich bin über Dergleichen hinaus. Ja — der Schwarzroß hört uns ja nicht — Orgeln und Glocken sind mir unausstehlich. Du lieber Gott, das Leben ist kurz, und die Erde kein Zammerthal. Sie verstehen mich — Sie sind viel zu geschickt, um nicht aufgeklärt zu sein. Aber verrathen Sie das dem Onkel, das heißt, meinem Onkel nicht! Der haßt die Aufklärung. Nicht aus religiösen, sondern aus politischen Gründen. Wir, die wir Nichts haben, als unseren klaren Verstand, sind freilich mehr oder minder alle revolutionär.“

Helene lächelt zu der treuherzigen Unverschämtheit. „Ich nicht,“ versteht sie. „Ich wäre stolzer, als irgend Eine, auf Geburt und Besitz.“

Er wirft einen schlaun Blick auf seine Begleiterin. „Also despotische Gelüste? Begreife auch das. Und Sie sind in der glücklichen Lage, dies Alles noch erringen zu können. Sie brauchen nur mit dem kleinen Finger zu winken, mit dem rosigten aller kleinen Finger...“ Er ergreift verstohlen die Hand, die auf seinem Arm ruht, und drückt, obzwar sie den rosigten Finger unterm Handschuh verborgen hat, einen Kuß darauf. Helene zieht sie sehr sanft zurück, lacht leicht und aber blickt ihm tief in die Augen.

„Wissen Sie, was Sie sind?“ fährt er mit verhaltenem Feuer fort. „Ein Dämon sind Sie, oder sagen wir, eine Fee! eine Zauberin! Liegen wir nicht Alle schon zu Ihren Füßen? Mein Bruder auch.“ Er stößt den eigenthümlicher Lacher aus, der seine blinkenden Zähne zeigt.

Helene kennt bereits den Ton, den man mit seines Gleichen anschlägt.

„Sie sind ein Geck,“ sagt sie. „Wer eine so reizende Braut besitzt —“

„Reizend — das ist eins von den Wörtern, die Alles und Nichts sagen. Sehen Sie doch die Kleine an, reden Sie mit ihr! Mein Bruder, der Millionär, wird mit ihr eine Null mehr haben, aber vor der Eins.“

„Man muß sich vor Ihnen in Acht nehmen. Sie sind medisant.“

„Sie behalten freilich Ihre Gedanken für sich, aber ich möchte mich um alle Welt nicht vor Ihnen lächerlich machen! wie, zum Beispiel, der gute Leo vorhin.“

„Ich rede nicht mehr mit Ihnen.“

„Helene, Wanda!“ ruft Herr von Wief hinter ihnen. Er verpürt die Abenddämmerung und drängt zur Heimkehr.

Nach dem Thee, welchen man im kleinen Speisesaal trinkt, setzen sich der Graf, Egon und der Geistliche an den Spieltisch. Papa Wief bittet seine Tochter um einige Klavierstücke, wahrscheinlich um den Schlaf, der im Reichstuhl von kurzer Dauer war, bei den gewohnten Klängen des Pianinos fortzusetzen. Auch Leo fühlt sich nach der mäßigen Bewegung im Freien müde und abgesehen. Er rückt einen Lehnstuhl in den Schatten, hört mit halbem Ohr auf die Musik und folgt mit den Augen den Bewegungen Helenens. Diese bleibt eine Weile lauschend auf der Schwelle des anstößenden Saals stehen und wandelt dann langsam durch die Reihe prächtiger Gemächer. Drei, vier sind glänzend erleuchtet, dann kommt ein dunkler Raum, des Grafen Arbeitszimmer. Helene setzt jedes Mal ihren Gang bis dahinein fort und kehrt dann wieder an den Eingang des Speisesaals zurück. Wann sie gesehen wird, schwebt ein berückendes Lächeln um ihren Mund, aber sobald sie den Blicken der Gesellschaft entzogen ist, wird ihr Gesicht ernst und nachdenklich.

Einmal tritt sie an den Tisch im zweiten Salon, wo Wanda's Gesellschafterin in einem Album blättert.

Mademoiselle Sophie ist um einige Jahre älter, als Helene; sie erscheint, ein kleines Perjönchen mit spitzen Zügen und edigen Formen, neben der hohen, classisch schönen Anderen noch winziger, und altjungferlich und zosenhaft.

„Ich habe Ihnen Grüße zu bestellen, Fräulein Waldemar.“

„Mir?“

„Ja, Herr Titus empfielt sich Ihnen. Sie müssen nämlich wissen, daß ich mit ihm verlobt bin. Es geschah brieflich. Das überrascht Sie? Ja, es ist eben noch tiefes Geheimniß und soll's vor der Hand bleiben. Sie verstehen mich.“

„Warum schenken Sie gerade mir Ihr Vertrauen?“

„Weil Etwas im letzten Briefe des guten Titus steht, das ich Ihnen sagen muß. Was aber würden Sie von solchem Briefwechsel denken, wenn wir nicht Brautleute wären?“

„Was steht in dem Briefe?“

„Jemand interessiert sich für Sie. Ein sehr geschickter und auch hübscher Mann. Zwar nur bürgerlich, aber angesehen und einflußreich.“

„Der Legationsrath?“

„Ei, wie Sie roth werden! Ja, Herr Legationsrath Burg, der Chef meines Bräutigams. Er habe wiederholt von Ihnen gesprochen, schreibt Titus, und das wolle viel sagen, da er sonst sehr kühl und verschlossen und ablehnend sei. Er — der Legationsrath — bewundere Sie. Nun, sind Sie nicht erfreut?“

Helene blickt einige Secunden lang sinnend vor sich nieder.

Dann wirft sie stolz den Kopf zurück und sagt: „Das sind Thorheiten.“

„Je nun, wer weiß! Soll ich in meinem Briefe Nichts von Ihnen berichten?“

„Nichts, mein liebes Fräulein. Wann gedenken Sie zu heirathen?“

„Wenn Gott uns am Leben erhält, übers Jahr am ersten April. Der erste April ist nämlich mein Geburtstag.“

„Lieben Sie Herrn Titus.“

„Gewiß, er ist ein sehr gebildeter, sehr achtbarer junger Mann.“

„Sie nehmen Ihre Herzensangelegenheiten recht vernünftig. Ich hatte Sie im Verdacht, eine kleine Schwärmerin zu sein.“

„Nun ja, ich schwärme wohl für Mancherlei, zum Beispiel für das Landleben, für Fräulein von Wief, für Gedichte. Ich finde die Liebe, wie sie in Romanen geschildert wird, himmlisch.“

„Aber in der Wirklichkeit hat sie eine praktische Seite, namentlich für uns. Ach, wir Armen!“

Helene sieht wiederum vor sich hin. Dann spricht sie: „Wanda spielt heute mit besonderem Feuer.“

„Weil sie verliebt ist. Und wie wär' es anders möglich! In

der Kirche heute — war es nicht rührend? Der gute Herr von Holberg.“

Helene läßt sich nicht weiter hierauf ein, sondern setzt ihren Gang durch die Zimmer fort. Im dunkeln tritt sie in den Erker und blickt in die sternlose Nacht hinaus, die Alles verschlungen hat, in den Abgrund von Finsterniß, aus dem auch nicht ein Waldesrauschen bringt.

Aber Helene sieht andere Sterne blinken.

Und sein Bruder auch, wiederholt sie sich, was der jüngere Holberg jagte. Wenn ich wollte — Wäre denn das Unrecht an Wanda so groß? Was wird sie aus ihm machen? Er wird ihre kleinlichen Launen ertragen, Ihre abnormen Wünsche erfüllen, Ihre nichtigen Lebensloose theilen, ich dagegen würde ihm Feuer, Muth, Ehrgeiz geben, würde ihn zum Manne stählen, ihn mit mir auf die höchsten Stufen heben. Ich finde Gold, wo Wanda ewig nur taubes Gestein haben wird. Wäre also Unrecht, wenn ich — Sie richtet sich hordend auf

Jemand trat ins Zimmer, sie hört die vom Teppich gedämpften hastigen Schritte. Eine Gestalt irrt im Dunkel dorthin, dahin; sie nähert sich dem Erker. Helene bleibt unbeweglich, aber schon legt sich eine Hand auf ihren Arm.

Leo hat sie entdeckt (Fortsetzung folgt.)

Am lichten Tag.

Ach, Du siehst auf Tritt und Steg
Dunkle Seele nicht,
Wie aus jedem Gang am Weg
Eine Wohlthat bricht;

Wie der frischen Erde Hauch
Ihr Geschöpf bedenkt
Und die Furch, den Landmann auch
Und Dich selber trinkt.

Was ein Glück bedeuten mag
Wandelt heut vorbei —
Frage nicht am lichten Tag,
Wo die Sonne sei.

J. G. Fisher.

Cäcilie.

Novelle von Gustav zu Putlitz.

(Schluß.)

VII.

In die Heimath zurückgekehrt, wollte Cäcilie die wenigen Monate bis zu ihrer Volljährigkeit nichts desto weniger in der liebegeordneten Unabhängigkeit verleben. Sie etablierte sich also mit der Begleiterin in einem süddeutschen Ort, dessen Natur sie anzog. Von Arwed kam keine Nachricht, aber sie harzte mit Zuversicht, die sich auf ihre eigene Empfindung gründete. Nicht einmal mit der Frau Professorin sprach sie von ihm, und diese fühlte, so oft sie der eigenthümlichen Begegnung Erwähnung thun wollte, daß die junge Freundin das Gespräch abbrach.

So verging das Jahr, und der Vormund forderte Cäcilie auf, aus seinen Händen nun ihr Vermögen, zur eigenen Verwaltung, in Empfang zu nehmen. Die Begegnung war die freundlichste, denn selbst die Obristin hatte ihre lächerliche Eiferjucht vergessen und empfing Cäcilie mit gutmüthigster Zärtlichkeit. Der Obrist hatte in den Jahren seiner Verwaltung vortrefflich für sein Bündel gewirthschaftet, und dieses sah sich auf einmal im Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens, um so mehr als der Onkel, der inzwischen gestorben, mit allen seinen Ansprüchen zurückgewiesen war, und nur um ein kleines Familiengut noch der Prozeß schwebte, freilich auch schon in zwei Instanzen für Cäcilie entschieden.

Die junge Erbin durfte nun schalten wie sie wollte, aber sie konnte sich der Empfindung nicht erwehren, daß eine ungerechtfertigte Härte ihrer Großmutter sie, auf Kosten ihres einzigen Verwandten, bereichert hätte, und es genigte ihr nicht, daß der Rechtsanspruch für sie entschieden hatte, konnte doch dieser die Ungerechtigkeit der Großmama nicht wieder gut machen. Auch hier leitete sie die Erinnerung an Arwed, die durch alle ihre Empfindungen und Ueberlegungen zog. Ganz würdig wollte sie ihm gegenüber stehen, und so war der erste Schritt ihrer völligen Unabhängigkeit, die Verwandten aufzusuchen.

Frau von L., die Wittve des Onkels, die in allerdürftigsten Verhältnissen in einem kleinen Landstädtchen wohnte, war höchlich erstaunt, als die unbekannt Verwandte sich bei ihr melden ließ, gegen die sie ein erklärliches Vorurtheil hegte, hatte sie doch, wie sie meinte, das Herz der Schwiegermutter dem Gatten entfremdet und jeden Vergleich, der ihnen eine Rettung in ihrer Dürftigkeit hätte bringen können, nach dem Tode der alten Dame, durch den Vormund zurückweisen lassen. Cäcilie hatte Mitleid, die Tante zu überzeugen, daß sie an allem dem vollkommen unschuldig sei und in durchaus freundlicher Absicht zu ihr käme. Endlich aber gelang das dem jungen Mädchen, ja sie eroberte sich das Vertrauen der Verwandten Schritt für Schritt.

Frau von L. zählte noch nicht fünfzig Jahre, aber schon war ihr Haar stark ergraut, sie selbst, gedrückt von schwerem Geschick, verbittert und mißtraulich gemacht durch Schicksalschläge, die ihr immer wie Ungerechtigkeiten geschildert waren. Sie war Schweizerin und als Erzieherin nach Deutschland gekommen, hatte in ihrer Jugend für eine auffallende Schönheit gegolten und so das Herz ihres Gatten gewonnen, der als schöner, wenn auch leichtsinniger und leidenschaftlicher junger Offizier Aufsehen in der Gesellschaft machte. Diese Verheirathung vollendete den Bruch mit seiner Mutter, und als Schulden ihn zwangen, aus dem Militärdienst auszuscheiden, lebte das Ehepaar in sehr kümmerlichen Verhältnissen, die nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Gatten blieben. Herr von L. versuchte alles Mögliche, aber meist ohne Erfolg, sich und seine Familie zu erhalten, die Frau brach vollkommen zusammen, klagte, verzweifelte, und so wurde die Häuslichkeit eine sehr unglückliche. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, letztere um zehn Jahre jünger, als der Bruder, da zwischen ihnen mehrere Geschwister gestorben waren, wuchsen unter diesen traurigen Stimmungen auf, immer durch die Uneinigkeit der Eltern leidend, von der Noth hörend, und von der Ungerechtigkeit der Großmutter, die ihnen widerrechtlich das Familiengut vorenthielt, das der Vater als sein unbestreitbares Eigenthum be-

zeichnete. Der Sohn kam noch sehr jung in ein adeliges Erziehungs-Institut, wo ihm eine Freistelle durch Freunde verschafft war, machte aber durch leichtsinnige Streiche den Eltern viel Verdruß. Kaum erwachsen und im Begriff Soldat zu werden, ging er mit einem reichen Schulfreunde auf Reisen, kehrte aber nur auf einen Tag zu den Eltern zurück und zwar mit der Eröffnung, er wolle das Glend des elterlichen Hauses nicht länger mit tragen und vermehren, sondern in der Fremde sein Glück suchen. Die Mutter weinte, aber der Vater, mit dem der Sohn eine geheime Unterredung gehabt hatte, gab nach, und so war der einzige Sohn für die Eltern mehrere Jahre verschollen. Erst seit dem Tode des Vaters hatte er der Mutter wieder geschrieben und zwar, daß es ihm gelungen sei, eine Offizierstelle in der österreichischen Armee zu erhalten, daß es ihm wohl ginge, er sich der Anerkennung seiner Vorgesetzten und der Liebe seiner Kameraden erfreue und gegenwärtig unter dem greisen Kadetsky in Italien stünde. Eingezogene Nachrichten bestätigten das, und von Zeit zu Zeit liefen kleine Nachrichten für die Mutter ein, durch die, und durch Handarbeiten sich die unglückliche Frau kümmerlich erhielt. Die Tochter, ein schönes, eben erwachsenes Mädchen, hatte eine Stelle als Gesellschafterin in einem vornehmen Hause gefunden.

In diesen Verhältnissen fand Cäcilie die Tante und war gleich darauf bedacht ihre Lage zu verbessern. Es erschien ihr unanzut das durch Geschenke zu thun, sie erklärte also sofort, daß sie alle Ansprüche auf das Familiengut aufgäbe, und auch die Revenüen desselben, seit dem Tode der Großmutter, der Tante und ihrer Familie überweisen lassen würde. Die des Glückes so ungewohnte Frau konnte erst gar nicht an diesen plötzlichen und unerwarteten Wechsel ihrer Umstände glauben, aber Cäcilie ließ den Anwalt der Tante zu Rath ziehen und erklärte ihm ihre Absicht, den schwebenden Prozeß durch einen Vergleich, in dem sie alle ihre Rechte aufgäbe, zu beenden. Der Advocat nahm die Gelegenheit ganz geschäftlich, sagte aber, daß so vorthelhaft für seine Clientin dies Anerbieten auch sei, der Vergleich nur mit beiderseitiger Einwilligung geschlossen werden könne, und schrieb sofort an den Sohn, um dessen Vollmacht einzuholen.

Cäcilie verließ die Tante nur auf einige Tage unter dem Vorwand, auch mit ihrem Anwalt, zur Beschleunigung der Angelegenheit, Rücksprache zu nehmen; eigentlich aber, um Einrichtungen zu treffen, die Tante ganz zu sich zu nehmen, um dieselbe von den Sorgen des Tages frei zu machen, denen sie, trotz der langen Sorgenschule, die sie hatte durchmachen müssen, noch immer nicht gewachsen war. Frau von L. sah auf einmal eine behagliche Zukunft vor sich, aber so gewöhnt war sie an Mißgeschick und gescheiterte Hoffnungen, daß sie mißtrauend überall zufällige und beabsichtigte Feindseligkeiten vorahnte, die ihr den Hoffnungs-schimmer auf eine beglücktere Lage wieder rauben würden. Sie war so daran gewöhnt fortwährend zu klagen, daß sie, während sie bis dahin nur die Knappheit ihrer Verhältnisse bejammert hatte, nun über die Trennung von den Kindern und den Tod des Gatten in lauten Schmerz ausbrach, und wenn man ihr vorhielt, daß sie nun erreicht, wonach sie ihr Lebenlang geseufzt, die Sicherheit vom Tage zum Tage, rief sie aus: „Ja wenn uns das vor zwanzig Jahren geworden wäre!“

Es schien aber wirklich, als wolle das Glück für die arme Frau nachholen, was es so lange veräußt hatte. Uelalide, die Tochter, kam unerwartet an, fiel der Mutter weinend, aber freudestrahlend um den Hals und erzählte, sie sei verlobt mit einem reichen, vortrefflichen jungen Mann, einem Jugendfreund ihres Bruders, der die Genehmigung zu dieser Verlobung, zwar nicht ohne Mühe, von den Eltern erlangt hätte, diese aber so von der Festigkeit und dem Ernst seiner Liebe überzeugte, daß sie jeden Einwand aufgegeben hätten und sie freundlich als Tochter aufnehmen wollten. Schon am nächsten Tage würde der Bräutigam kommen und sich der Mutter vorstellen. Frau von L. weinte, jubelte, aber dann brach sie wieder in Klagen aus, daß sie nicht sechs Monate früher in den Besitz ihres Familiengutes gekommen sei, daß Uelalide nun wie eine Bettlerin aus Gnade und Barmherzigkeit in der neuen Familie aufgenommen werden würde, und daß daran sicher das Glück ihrer Zukunft scheitern müsse. Das junge Mädchen dachte nur an seine Liebe, an die Zuversicht auf die Neigung des Verlobten und suchte auf alle Weise die Mutter zu beruhigen, aber vergebens. „Du wirst sehen, jetzt kommt das Unglück!“ sagte diese. „Ehe der junge Mann nicht hier war, ja eigentlich ehe die Ringe nicht gewechselt sind, sage zu Niemand ein Wort, denn, glaube mir, es wird Nichts aus dem Glück. Wie käme so Etwas an uns?“

Sie erzählte nun von Cäcilie, von ihren freundlichen Absichten, aber auch der gegenüber hatte, in den wenig Tagen des Fernseins, das Mißtrauen bereits wieder Raum gegriffen, und sie schloß mit der Mahnung: „Jede Stunde kann Deine Cousine kommen, sage ihr aber kein Wort von Deinen Aussichten, sie würde nur zurückziehen, was sie jetzt, zwar ganz gerechter Weise, aber doch halb aus Mitleid, für uns zu thun entschlossen ist.“

Wäre Uelalide nicht so zuversichtlich glücklich gewesen in diesem Moment, die Worte der Mutter hätten sie mehr gegen die neue Verwandte eingenommen, als daß sie, ihre Großmuth anerkennend, ihr freundlich entgegengekommen wäre.

So fand Cäcilie, die wenig Stunden nach Uelalide eintraf, die Mutter zurückhaltend und die Tochter, die sie erst kennen lernte, scharf und verlegen. Bei letzterer aber hielt das nicht vor; schnell traten sich die Cousinen näher, und schon am anderen Morgen war Uelalide gerade dabei, in der Offenheit und Hingabe eines beglückten jungen Mädchenherzens der Verwandten vertrauend zu erzählen, daß sie liebe, daß sie geliebt werde, daß sie den Geliebten erwarte, als es an die Thür pochte, und als Frau von L. aus dem Nebenzimmer hereinkam, die Thür zu öffnen, ein junger Mann eintrat. „Er ist's!“ flüsterte Uelalide und schmiegte sich erröthend, in mädchenhafter Schüchternheit an Cäcilie.

Der junge Mann stammelte einige Worte der Begrüßung für die Mutter und wollte sich dann zu Uelalide wenden, als er plötzlich den Schritt hemmte, leichenblaß wurde und auf Cäcilie starre, die ebenso erstaunt hoch aufgerichtet vor ihm stand.

„Das ist Dein Verlobter?“ rief Cäcilie unwillkürlich.

Ein peinliches Schweigen trat ein.

„Ihr kennt Euch?“ sagte endlich Uelalide, „und was bedeutet diese wunderbare Begrüßung?“ Sie hatte erst den Geliebten, dann die Cousine fragend angesehen, als aber Beide die Antwort schuldig blieben, flüchtete sie in die Arme der Mutter, die in einen Stuhl gesunken war und ihr zuflüsterte: „Habe ich es nicht gesagt? Da ist das Unglück. Ich wußte es wohl. Alles stürzt zusammen!“

Uelalide brach in Thränen aus.

Cäcilie war die Erste, die sich faßte. „Herr Baron,“ fing sie an, „verzeihen Sie, daß das Wiedersehen mich überraschte, und

daß diese Ueberraschung meiner Tante und meiner Cousine, gerade in diesem Augenblick, unerklärlich sein wird. Es wird aber nur einer kurzen Unterredung bedürfen, um alle Zweifel zu lösen. Mit der Erlaubniß meiner Tante würde ich Sie um diese Unterredung bitten!

Sie umarmte Abelaide, flüsterte ihr einige beruhigende Worte zu und schritt dann in das Nebenzimmer. Der junge Mann trat unentschlossen, rathlos auf seine Braut zu, als diese aber das Gesicht an der Brust der Mutter verbarg, faßte er einen gewaltthamen Entschluß und folgte Cäcilie.

„Sie bringt uns Unglück! ich habe es wohl gedacht!“ rief Frau von L., als sie sich mit der Tochter allein sah, die aber richtete sich auf, lächelte unter Thränen und sagte ganz zuversichtlich: „Nein, Mama, das ist nur eine kleine, geheimnißvolle Wolke, die über den Sonnenschein meines Glückes zieht. Du wirst sehen, es wird Alles wieder freundlich und hell. Ich bin ordentlich böse auf mich, daß ich einen Augenblick irre wurde an ihm und an ihr!“

Cäcilie hatte sich in einen Sessel geworfen, den Kopf in die Hand gestützt, und nahm alle Kraft zusammen zu einer Erklärung, die ihr, wie die Dinge standen, unerläßlich erschien. Die ganze Verachtung gegen einen Menschen, der so peinlich in ihr Leben eingegriffen hatte, war wieder aufgewacht, aber sie war sich nicht klar, in wie weit es ihre Pflicht sei, zu verhindern, daß ihre junge Verwandte nicht an einen Unwürdigen geopfert würde, selbst auf die Gefahr, das Glück eines jungen Herzens zu vernichten. Wenn sie aber erwartet hatte einen Schuldigen eintreten zu sehen, verwirrt, erlegen wie damals, so war der Eindruck, den heute der junge Mann machte, ein ganz anderer. Bescheiden, aber sicher war er gekommen, leise, aber erhabenen Hauptes schloß er die Thür hinter sich. Cäcilie begrüßte ihn nicht, sie wollte nicht die erste Anrede machen, aber er schob einen Stuhl zu ihr heran und setzte sich ihr unbefangen gegenüber. Ihr Blick lenkte sich unwillkürlich auf seine Hand, er bemerkte es und leise erröthend drehte er den wohlbekannten Ring mit dem Goldtopas am Finger, daß der volle Schein des blitzenden Steines Cäcilien entgegenstrahlte.

„Ich sehe ein, gnädiges Fräulein,“ fing er an, „daß ich Ihnen gegenüber eine Erklärung machen muß, wenn ich gleich durch dieselbe ein lange gegebenes, lange unverletzt bewahrtes Versprechen breche. Wenn ich Sie nicht kannte, würde ich damit beginnen, Ihnen das Wort abzunehmen, Ihrerseits das wie ein Geheimniß zu bewahren, was ich Ihnen vertraue.“

Cäcilie unterbrach ihn: „Ich will Ihr Geheimniß nicht für mich,“ sagte sie, „ich muß es fordern in der Theilnahme für Abelaide, meine Verwandte, und zwischen uns bedarf es nur einer Erklärung, keiner Eröffnung. Können Sie mich überzeugen, daß Sie des herrlichen Mädchens würdig sind?“

Der junge Mann ließ sie nicht ausreden. „Das müssen Sie entscheiden, nicht ich,“ rief er, „aber dazu muß ich Ihre Gebuld in Anspruch nehmen, Cäcilie.“

„Ich verspreche Ihnen Sie anzuhören,“ sagte sie, „und zu versuchen, Ihnen zu glauben.“

„Gut denn,“ fing er an: „Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, erzogen mit fast verweichelnder Zärtlichkeit und Sorgfalt. Jeder Wunsch wurde mir gewährt. Nehmen Sie das als Erklärung eines Charakters, der gewiß vielfach der Entschuldigung bedarf und den die Welt für jene Verweichelung nicht ungestraft ließ. Das mußte ich gleich erfahren, als ich als Knabe einer Erziehungsanstalt übergeben wurde, in der mir der ungewohnte Verkehr mit anderen Knaben roh und verlegend erschien, und in der mich meine weibliche Schüchternheit zum Stichblatt allgemeiner Neckerie machte. Darin that sich einer meiner Kameraden, der Sohn eines verarmten Edelmannes, besonders hervor. Kaum ein Jahr älter, als ich, aber kräftig, muthig zur Tollkühnheit, immer voraus in allen Thorheiten und Raufereien, ließ er keine Gelegenheit vorbeigehen, mich zu reizen, zu demüthigen. Ich haßte ihn, wie man nur haßen kann mit vierzehn Jahren.“

Da, in der Schwimmschule, in der ich mich besonders ängstlich und ungeschickt anstellte, hatten es Alle einmal besonders toll mit mir getrieben, in voller Kindergrausamkeit, und, fast in Verzweiflung, raffte ich mich auf und schwamm hinaus, über die abgesteckte Grenze. Ungeschickt wie ich war, schwach und ungeübt, ergriß mich die Strömung des Flusses, ich fühlte es, wie meine Kraft mich verließ, sah mich verloren und mit einem matten Hilferuf sank ich unter. Da, meine Befinnung war schon fast geschwunden, griffte ich mich von starkem Arm ergriffen, aus der Strömung gerissen, an das Ufer getragen. Mein bitterster Feind hatte mich mit Lebensgefahr gerettet.“

Die Stunde wandelte unser Verhältniß zu der schwärmerischsten Knabenfreundschaft, zu einer so überhänglichen Eingabe meinerseits, daß ich eigentlich nur noch für den Freund lebte, der meine Neigung zwar fortspotten wollte, aber doch erwiderte und mich nun vollkommen beherrschte. Es konnte keine verschiedene Menschen geben, in Anlagen, Neigungen und Erziehung, als wir beide waren, aber, wenn mich auch diese oder jene Eigenschaft des Freundes abstoßen wollte oder betrübt, ich sah in ihm immer den Retter meines Lebens, liebte ihn mit Schwärmerei und hatte unbegrenzte Bewunderung gerade für die Eigenthümlichkeiten, die mir fehlten.“

Wir hatten zugleich unsere Schulzeit absolvirt, er sollte sich zum Militärstand vorbereiten, mich wollten meine Eltern auf Reisen schicken, und leicht wurde es mir von ihnen, die mir niemals einen Wunsch verweigerten, zu erbitten, daß der Freund mich begleiten dürfe. Wir reisten, wie uns die Laune trieb, blieben, wo es uns gefiel, oder vielmehr wie es ihm gefiel, denn er herrschte ganz allein, und ich war überglücklich ihm im tollsten Jugendübermuth das Leben genießen zu sehen, das ihn bis dahin nur die Beschränkung und Sorge des Elternhauses hatte fühlen lassen.

So kamen wir nach D. und hatten schnell einen Kreis leichtsinniger, wie wir junger Vergnügensgenossen um uns. Es waren tolle Tage, die wir verlebten. Mein Freund hatte leidenschaftliche Neigung zum Spiel und riß auch mich mit hin. In einer durchjubelten Nacht hatten wir unsere ganze Baarschaft verloren und mehr als das, eine nicht unbedeutende Summe, die wir uns auf Ehrenwort verpflichteten in einigen Tagen zurückzuzahlen. Dazu waren einige beleidigende Anspielungen gefallen, die eigentlich mir galten, die der Freund aber erwiderte und sich so einen Ehrenhandel zuzog, der in nächster Zeit auszufechten werden sollte. Ich war außer mir, als wir am andern Morgen erwachten und unsere Lage überdachten. Freund in fremder Stadt, ohne Geld und mit Verpflichtungen, für die wir unsere Ehre verpfändet hatten. Mein Freund lachte meine trüben Gedanken fort, und ich schrieb meinem Vater um Geld. Ein Tag nach dem andern verging, und es kam keine Antwort. Die Lage wurde immer peinlicher. Schon eine ganze Woche war hingegangen, zweimal täglich war ich auf der Post, und immer vergebens. Am nächsten Morgen sollte das Duell

stattfinden, das der Freund sich meinetwegen zugezogen hatte; für denselben Tag hatte ich mich auf Ehrenwort verpflichtet, meine Spielschuld von 500 Thalern zu zahlen. Verzweifelt drängte ich mich an den Schalter, an dem die Geldbriefe ausgegeben wurden. Wieder vergebens.“

„Ja!“ rief Cäcilie, „das war die Stunde, in der das Verhängniß uns zum ersten Mal zusammenführte, in der ich jenen Ring sah —“

Der junge Mann zog den Ring vom Finger und wollte ihn Cäcilie reichen. Sie schauerte davor zurück, und er fuhr fort: „Sie waren die Dame, die damals den Brief in Empfang nahm, dessen Inhalt uns hätte retten können. Wie ruhig gingen Sie fort, wenn geängstet, in Verzweiflung blieb ich stehen. Auf der Straße erwartete mich der Freund. Ich brauchte ihm nicht zu sagen, daß meine Anfrage vergebens gewesen sei. Er las das auf meinem Gesicht, und zum ersten Mal stand auch er rathlos, nahe daran den Humor zu verlieren. „Wieder Nichts für uns,“ rief er, und das schöne Mädchen, das hier vorbeiging, hielt einen Geldbrief in der Hand, der ihr vielleicht ganz gleichgültig, fast werthlos ist, während er uns die Ehre gerettet hätte.“

Ich nannte Ihren Namen, den der Postbeamte laut genug ausgesprochen hatte. Dunkelroth flammte es auf in dem Gesicht meines Freundes und mit aufbrausendem Jorn rief er: „Sie und immer sie, das ganze Leben meiner Eltern hat sie vergiftet, das Glück meiner Familie vernichtet. Mir gehört von Rechts wegen, was sie davontrug; mich könnte es retten. Wäre es ein Unrecht mit Gewalt zu nehmen, was die Ungerechtigkeit mir vorenthält? Ist die Noth nicht eine Entschuldigung dafür?“

Ich verstand ihn nicht, aber sein Auge glühte so zornig, daß ich nicht wagte von ihm eine Erklärung zu fordern. Ich fragte schüchtern, ob er es nicht für gerathen hielte, daß ich selbst zu meinen Eltern reiste. Nach kurzem Besinnen erwiderte er: „Ich kann Dich nicht begleiten, morgen muß ich mich schlagen. Gib mir Deinen Paß und Deinen Siegelring, daß ich das Geld in Empfang nehmen kann, sollte es in Deiner Abwesenheit kommen.“

„Aber morgen habe ich mein Ehrenwort gebrochen, wenn ich nicht die Schuld zurückzahlen kann,“ rief ich verzweifelt.

Wie ein fürchterlicher Entschluß bligte es über seine Züge: „Ich löse Dich, verlaß Dich darauf, Deine Ehre soll unbesleht bleiben. Was liegt an mir?“ rief er: „Gib mir den Paß und den Ring, reise noch in dieser Stunde und überlaß mir das Weitere. Nur die Schwäche erträgt, ohne zu handeln, das Unrecht. Die Kraft, das Bewußtsein des Rechtes, muß den Muth haben es sich zu nehmen, selbst gegen die Satzungen der Menschen, die die Gewohnheit ausbrütete, und die nur die Feigheit schüzen.“

Ich that, was er verlangte, und er stürmte fort, die Straße entlang, die Sie eingeschlagen hatten.“

„Er?“ rief Cäcilie. „Er? Nennen Sie mir endlich den Namen.“

„Es war Abelaids Bruder!“ erwiderte der junge Mann, nach einigem Zögern, „Ihr Vetter, Cäcilie.“

Cäcilie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Weiter!“ sagte sie. „Sie sind noch nicht zu Ende.“

„Ich will kurz sein,“ nahm jener wieder das Wort. „Eine Reise meiner Eltern, von der ich Nichts wußte, hatte meinen Brief nicht ankommen lassen. Ich fand sie, bekannte Alles, und schnell war mir verziehen. Reich mit Geld versehen kam ich wieder in D. an. Ihr Vetter hatte eine leichte Verwundung im Duell davongetragen, über die er lachte, sonst fand ich ihn merkwürdig verändert. Ernst, in sich gekehrt, gegen seine Gewohnheit, wich er allen Fragen aus. „Deine Schuld ist gezahlt!“ sagte er, „aber erspare mir zu sagen wie. Da hast Du Paß und Ring zurück; ich habe sie nicht gebraucht.“ Wir saßen am Fenster, als er plötzlich aufsprang und rief: „Folge mir! das war sie, das mußte sie sein.“ Ich hatte mich so gewöhnt seinen Willen zu thun, daß ich auch diesmal gehorchte. Wir gingen einer Dame nach, die in der nächsten Straße, sichtlich mit Widerstreben und erst nach einigem Zögern, in einen Antiquarladen trat. Von dem Schatten des Nachbarhauses gedeckt warteten wir, bis die Dame das Gewölbe wieder verließ. Dann traten wir ein. Der Antiquar erzählte uns gleich auf unsere Frage, die Dame hätte eine Camée, in Brillanten gefaßt, verkauft. Mein Freund verlangte, ich sollte sie zurückkaufen, und der Handel war schnell abgemacht. Er nahm sie aus meiner Hand, steckte sie hastig ein und sagte: „Damit ist Deine Schuld gezahlt!“

Am andern Morgen erklärte er mir, daß er sich von mir trennen müsse. Er hätte den Entschluß, in den Militärdienst zu treten, aufgegeben, denn er könne es nicht ertragen, daß ein Ereigniß, das wie ein Damoklesschwert über ihm hängen würde, jeden Augenblick seine Existenz und seine Ehre bedrohe. Ich wollte fragen, aber er weigerte jede Erklärung und nahm mir nur das Wort ab, einen Auftrag, den er mir, vielleicht erst nach langer Zeit, geben würde, aus alter Freundschaft, ohne zu Jemand je davon zu reden, zu erfüllen. Ich gab mein Wort. Den Auftrag habe ich ausgeführt, mein Schweigen breche ich in diesem Augenblick. Er schloß mich noch einmal in seine Arme, und wir schieden, um uns niemals wiederzusehen!“

Der junge Mann hielt ein, tief erschüttert. „Und welchen Auftrag gab er Ihnen?“ fragte Cäcilie nach einer Weile. „Sagen Sie mir Alles!“

„Er war fortgegangen, verschollen!“ nahm der Gefragte seinen Bericht wieder auf. „Selbst seine Eltern, die ich aufsuchte, mußten Nichts von ihm. Ich beweinte ihn wie einen Todten. Ach, er war der Freundesthränen werth. Die Reime zu allen Mannestugenden lagen in seinem Charakter, Muth, edler Sinn, ein warmes Rechtsgefühl zeichneten ihn aus. Leichtsin und leidenschaftliche Heftigkeit konnten nur auf Momente seine glänzenden Eigenschaften verwirren. Und doch kann ich mir nicht erklären, was ihn aus der Heimath forttrieb.“

Die Theilnahme an einem Ehrenhandel hatte mir einige Monate Festungshaft eingetragen. Da sah ich Sie, Cäcilie, in Hause Ihres Vormundes. Ihr ganzes Wesen machte mir einen tiefen Eindruck. Ich glaubte Sie zu lieben, aber in der Schüchternheit, die mir angeboren ist, wagte ich nicht mich Ihnen zu nähern, wollte kein Wort der Annäherung aussprechen, ehe mir nicht die Zustimmung meiner Eltern gestattet, es zu erfüllen. Da erhielt ich einen Brief meines Freundes, durch die dritte Hand zugesandt. Er mahnte mich an mein in der Abschiedsstunde gegebenes Versprechen. Ich sollte Ihnen, ohne daß Sie erfahren, woher es käme, ein Schächtelchen zufließen. Er könne nicht ruhig werden, bis er dies in Ihren Händen wisse.“

Ich erfüllte sein Verlangen und hoffte, zugleich den Wunsch meines Herzens erfüllen zu können. Sie wußten den Ausgang. Seine Sendung stießen Sie fort wie meinen Antrag. Sie thaten

es mit einer Härte, die ich ertrug, um nicht das Geheimniß meines Freundes zu verlegen.“

„Vergeben Sie mir,“ sagte Cäcilie und reichte ihm die Hand. „Ich liebte Sie nicht, ich verwechselte Sie mit jenem Unglücklichen, ich war nahe daran, Sie zu verrathen, und sehe nun, wie Unrecht ich Ihnen that.“

Da öffnete sich leise die Thür, und Abelaide steckte das Lockenköpfchen hinein. „Was habt Ihr Euch nur so Gewaltiges zu erzählen?“ fragte sie, „und darf ich denn gar nicht ein wenig zuhören? Die Mama schickt mich auch fort. Die hat einen Brief bekommen, der sie tief betrübt, und den sie mir doch nicht zeigen will. Zulezt bin ich Allen im Wege.“

„Komm nur zu uns!“ rief Cäcilie. „Uns störst Du nicht!“

„Ja, was hattet Ihr Euch denn zu beichten?“ fragte das liebe Kind und sah von Einem zum Andern.

„Wir sprachen über einen gemeinsamen Freund, den wir beide verloren haben!“ sagte der junge Mann.

„Und dabei habe ich einen Freund, Dein Verlobter eine Freundin gefunden, und Dir danke ich, daß Du mir diesen Freund zum Vetter geben willst.“

Abelaide fiel ihr um den Hals, und der junge Mann bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Die Tante trat ein. Sie sah verweint aus und mit dem Tone der Kränkung sagte sie: „Wir sollen nicht glücklich werden. Der Advocat schickt mir die Antwort meines Sohnes. Er nimmt keine Vergleichsvorschläge von Dir an, Cäcilie, und weist das Familiengut zurück. Er ist unverzöhnlich, ob wir auch darüber zu Grunde gehen. Ja zu uns kommt das Glück nie.“

„Es ist schon da, Tante!“ rief Cäcilie. „Sieh nur auf die Beiden und segne Deine Kinder.“

VIII.

Cäcilie fühlte bald, daß ihre Anwesenheit bei der Tante, so lange das Brautpaar dort war, ein fremdes, zuweilen sogar befangenes Element in den Kreis brachte. Die Weigerung des Sohnes, Cäcilien's großmüthige Anerbietungen anzunehmen, verstimmt und reizte die Mutter, und wie das schwachen Naturen wohl begegnet, die Verstimmung wandte sich gegen die Nichte, die für ihre uneigennützigste Hochherzigkeit nur Dank verdient hätte. Nur durchaus edle Naturen können wahrhaft dankbar sein, während Dankgefühl für untergeordnete Charaktere drückend und demüthigend ist. Danken aber für verfehlte freundliche Absichten ist doppelt schwer, und hier war es gleichbedeutend mit einer anerkannten Mißbilligung des Sohnes.

Der Verlobte liebte nun zwar Abelaide, die seiner Neigung so vollkommen würdig war, aber einer Energie der Leidenschaft war er nicht fähig, und ihm genügte die egoistische Eitelkeit, der Beglückende zu sein und die Schuld der Dankbarkeit an den Freund, der ihm als Knabe das Leben gerettet hatte, an der Schwester abtragen zu können. Cäcilie hatte er vielleicht mehr geliebt, als Abelaide, und wie leicht er auch diese Empfindung überwunden hatte, ihre Gegenwart blieb ihm peinlich.

Diese durchschaute das schnell und ging auf eins ihrer Güter zurück, wo die Frau Professorin sie erwartete.

Die Eröffnungen, die Abelaide's Verlobter ihr gemacht hatte, beschäftigten sie mehr, als sie anfangs für möglich hielt. Die Lösung eines Räthsels lag vor ihr, das in ihr Leben so mächtig eingegriffen, das ihr Herz beschäftigt, und das eigentlich erst die Liebe zu Arwed zurückgedrängt hatte. Ja, sie konnte es sich nicht verbergen, daß jener Unglückliche, den ein Verbrechen in ihr Leben einführte, den Traum vieler Jahre ausgemacht hatte, daß der Charakter, den sie sich für ihn in der Phantasie ausmalte, ganz mit dem stimmte, den der Freund von ihm entwarf. Diesen Charakter hätte sie lieben können, denn die Sünde aus Leidenschaft, wurzelnd auf Muth und, wenn gleich abirrende, Rechtsauffassung, trägt in sich ihre Entschuldigung und ist erstanden aus denselben Eigenschaften, die das Höchste, Beste zu erreichen fähig sind. Als sie durch ein begreifliches Mißverständnis annehmen mußte, daß Schwäche, Heuchelei und feiges Verschweigen das Unrecht beging und verbergte, hatte sie nur Ekel und Verachtung dafür. Jetzt im Vergleich, trat die erste Empfindung, die der verzehrenden Neigung, wieder mächtig hervor. Und es war ein Blutsverwandter, dem sie verzieh, dessen Unrecht, durch den Schein von Recht, den er ihr zu geben glaubte, nicht weniger gewaltthätig, nicht weniger strafbar, aber um vieles erklärlicher wurde. Ja, Cäcilie verzieh ihm nicht nur, sie fing sogar an, sich selbst für ihr ganzes Verhalten anzuklagen. Der Vetter erschien ihr, durch die Schilderung des Freundes, so liebenswürdig, der Erziehung durch den halbtölpeligen Vater, die schwache Mutter in unglücklicher Häuslichkeit gab sie die Schuld, daß seine vortrefflichen Charakteranlagen sich so ungezügelt, so abirrend entwickelten, und sich selbst schalt sie, daß sie nicht, wie sie gekonnt hätte, diesem Leben eine andere Wendung gab. Jene Nachtstunde stand wieder vor ihrer Seele. Wenn sie da, als er zu ihren Füßen lag, mit der ganzen Ueberlegenheit des Rechtes der Sünde gegenüber, in ihn gedrungen wäre, hätte sie ihn retten können, und die ganze Verantwortung für seine Zukunft wälzte sie sich auf.

Selbst der Gedanke an Arwed verdunkelte sich in dieser Ueberlegung, die sogar die Empfindung für den Geliebten, den Retter ihres Lebens, verwirrte. Das Phantasiebild, an das sie einst ihr Herz gehängt hatte, war auf einmal zur Wirklichkeit geworden, die geträumte Neigung zur Wahrheit. Nicht mehr freien Herzens gedachte sie Arwed's. Es war aber ein Grundzug ihres Charakters, der sie Fernerstehenden sogar als kaltherzig erscheinen ließ, daß sie dem Herzen nie eine Entscheidung auf ihre Entschlüsse einräumte, sondern diese nur in ruhiger besonnener Ueberlegung zu fassen pflegte. So entschloß sie sich, dem Vetter zu schreiben und ihm durch den Advocaten der Tante den Brief zukommen zu lassen. Sie berührte nur flüchtig das Ereigniß, das sie in so unheilvoller Stunde zusammengeführt hätte, dessen Geheimniß aber keinem Menschen, außer ihr, gelöst sei. Sie stellte vor, daß sie beide damals gemeinsam die Schuld an dem immerhin verhängnißvollen Ausgang gehabt hätten, der ihn aus der Heimath forttrieb. Ein offenes Wort würde das abgewandt, vielleicht eine Veröhnung mit der Großmutter durch sie ermöglicht und dadurch die ganze Familie beglückt haben. Sie ihrerseits sei sich vollkommen ihrer Schuld bewußt und hätte versucht, sie wenigstens annähernd dadurch wieder gut zu machen, daß sie den Verwandten ihr immerhin noch bestrittenes Recht an einen Theil des Familienbesitzes zurpräche. Seine Weigerung sei ebenso ungerechtfertigt als unzulässig, da er auch Rechte seiner Mutter und Schwester aufgab. Die freundlichen Beziehungen, in die sie zu seiner Mutter und Schwester getreten sei, nähmen ihm allen Grund, eine Feindschaft fortzusetzen, die ohnehin ihr gegenüber ganz grundlos sei.

Der Brief war klug, in seiner Dialektik, edel in der Bestimmung, aber in dem Streben, die eigenen widerstreitenden Empfindungen unausgesprochen zu lassen, kalt und überlegen. Es kam keine Antwort, und Cäcilie fühlte sich gekränkt und verstimmt und war doch so beschäftigt in ihren Gedanken, daß sie nicht einmal bemerkte, daß ihre Freundin, die Frau Professorin, in besonders geheimnißvoller Aufregung war. Es waren Briefe an sie angekommen, die sie mit einiger Ostentation verbarg, unaufgefordert versicherte, sie enthielten ganz gleichgiltige Dinge, dann aber immer wieder von den Verwandten ihres Mannes in der Schweiz erzählte, ganze Geschlechtsregister und Beziehungen. Endlich warf sie Erinnerungen hin an die letzten Tage in Neapel, nannte Arwed's Namen und studirte den Eindruck, den derselbe auf Cäcilie hervorbrachte. Diese konnte die Absichtlichkeit nicht mehr übersehen und erwiderte verlegen ausweichend.

„Wenn er nun käme?“ fragte endlich die Frau Professorin ganz direct, „wie würden Sie ihn empfangen, Cäcilie?“ Das junge Mädchen erschraf. „Nicht jetzt, nicht hier,“ sagte sie endlich, „möchte ich ihn wiedersehen. Ich vertraue ihm, ich warte mit Zuversicht, aber ehe ich ihn entgegentreten kann, muß Alles klar zwischen uns sein.“

Die Frau Professorin wurde verlegen. „Er ist schon da!“ rief sie und öffnete die Thür. Arwed trat ein, schüchtern, aber fest. Er blieb in der Thür stehen und erwartete ein Wort der Begrüßung. Cäcilie war zu überrascht, auch nur die Lippen zu öffnen, die Hand entgegen zu reichen. Arwed trat vor sie, schöner, als er in ihrer Erinnerung gestanden hatte, aber trotz der Gewalt der Gegenwart war er ihr fremder geworden. Der junge Mann wechselte einen Blick des Verständnisses mit der Professorin, und diese verließ leise das Zimmer. Als die Beiden allein waren, stand Cäcilie auf. Tief erröthend, gesenkten Blickes ging sie dem Retter ihres Lebens entgegen. „Vergeben Sie, Arwed,“ sagte sie, „daß mein Gruß in der Ueberraschung verstimmt. Höchstes Glück und tiefstes Unglück haben das gemein, daß, wie ersehnt oder wie vorbereitet, sie uns nie vollkommen gefaßt treffen. Geben Sie mir Zeit, erst zu begreifen, daß Sie wirklich da sind, wirklich vor mir stehen.“

Arwed trat einen Schritt zurück. „Cäcilie,“ fing er an, „zwischen uns liegt noch ein Geheimniß, das wir lösen müssen, ehe ich Ihre Hand ergreifen darf. Wie oft habe ich versucht, Ihnen zu schreiben, aber immer meinen Brief wieder zerrissen. Es gibt Dinge, die nur Auge in Auge zum Abschluß kommen, die man den Muth haben muß, auszusprechen, die man nicht dem feigen Vermittler eines Briefes anvertrauen soll. Das der Grund, daß ich Ihnen nicht schrieb, noch mich anmeldete.“

Cäcilie sah ihn fest an. „Sie haben Recht, Arwed!“ sagte sie, „Sie gewiß! Wenn Sie da sind, braucht es keiner Betherung. Sie überzeugen durch Ihre Erscheinung. Was haben Sie mir zu sagen?“

„Zuerst den Auftrag eines Dritten!“ erwiderte er nach einigem Zögern. „Eines Dritten?“ fragte Cäcilie. „Ich bin frei und unabhängig, bei mir braucht es keiner Vermittelung.“

Arwed fuhr ruhig fort: „Ich habe Ihnen die Antwort eines Freundes, eines Kameraden zu bringen. Ich habe gelobt, erst das zu erklären, ehe ich von mir rede.“ Er zog den Brief hervor, den Cäcilie an den Vetter geschrieben hatte, und reichte ihn ihr. Ein Ausdruck von Bohn slog über die Züge des jungen Mädchens, und es wies den Brief zurück.

„Der Unglückliche,“ fing sie nach einigem Zaudern an, „konnte keinen besseren Vertreter finden, als Sie, Arwed; aber ist es Ihrer würdig, seine Sache zu führen?“

„Ich komme nicht, ihn zu entschuldigen!“ sagte dieser. „Ich soll nur seinen Brief beantworten, und wenn ich dazu auch weit zurückgreife, kann ich doch kurz sein. Ich weiß Alles, wie nur Sie noch es wissen. Fene Nacht rufe ich in Ihr Gedächtniß zurück, in der Sie sich gegenüber standen — getrennt durch ein Verbrechen.“

„Muß denn diese Erinnerung mein ganzes Leben, auch die Stunde unseres Wiedersehens verwirren?“ rief Cäcilie.

Arwed fuhr fort: „Für ihn wurde diese Stunde der Wendepunkt seines Lebens. Es war nicht allein Ihr Anblick, der ihn tief ins Herz traf, denn von diesem Augenblick an liebte er Sie, Cäcilie, es war das Bewußtsein der Schuld, Ihre Verachtung, denn Sie hatten ihn feig und ehelos genannt. Sein Geschick schwebte auf den Lippen eines jungen Mädchens, und das Mädchen schwieg, obgleich es kein Erbarmen, nur Abscheu vor ihm empfand.“

„Wer sagt Ihnen das?“ rief Cäcilie unwillkürlich. „Wenn es nun eine andere Empfindung war, die mich schweigen ließ, wenn —“

Sie hielt erschreckt ein, und Arwed, tief erröthend, nahm wieder das Wort. Gleichviel — er war der Achtung des Mädchens nicht werth, das er liebte. Sie standen so hoch über ihm, Sie hatten ihn mit Ihrer Verachtung zu Boden geschmettert, hatten ihm die einzige Mannestugend abgesprochen, deren er sich bewußt war, — den Muth. Sie waren ihm unerreichbar, wie eine Gottheit, und wahr und wahrhaftig, er dachte nicht daran, daß er Sie erringen, daß seine Liebe einen Schimmer von Hoffnung haben könnte. Noch mehr, sein ganzer Stolz erhob sich, und unmöglich erschien es ihm, einem Mädchen je wieder entgegen zu treten, das ihn so besiegt, so vernichtet gesehen hatte. Er dachte nur daran, vor dem eigenen Bewußtsein ein neuer Mensch zu werden. Deshalb verließ er die Heimath. Von da an ist sein Leben makellos, aber sein Verbrechen ließ sich nicht von dem Gewissen wälzen. Sein erstes Streben war, seine Schuld zu zahlen. Mit redlicher Arbeit und unzähligen Entbehrungen erreichte er es, die Summe zu gewinnen, die er sich damals — Sie wissen es, für wen — gewaltiam aneignete. Er sandte sie Ihnen, und verachtend warfen Sie sie von sich, als besetzte sie Ihre Hand, weil sie von ihm kam.“

Cäcilie brach in Thränen aus. „Konnte er meinen, damit die Unglücksstunde auszuweichen?“ sagte sie.

„Er fühlte es nun, daß, wie er auch rang, sich der eigenen, der fremden Achtung würdig zu machen, würdig zu erhalten, sein Leben immer auf dem Boden stehen blieb, den die eine Schuld erschüttert hatte. Die Lehre, die Sie ihm gaben, war streng, sie machte ihn fest, besonnen, hart gegen sich selbst, aber hart auch gegen die Menschheit, nahezu feindsüch, ja selbst das einzige Wesen, das er bewunderte auf der Welt, fast ohne es zu kennen, das er liebte, wollte er aus dem Herzen reißen — Sie, Cäcilie!“

Cäcilie schauerte zusammen. „Arwed,“ rief sie angstvoll, „befreien Sie mich von der Beziehung zu diesem Menschen, um meiner willen, um Ihrer selbst willen beschwöre ich Sie. Wie habe ich es verschuldet, daß er mich hineinzog in sein Verbrechen, hinein-

zog in sein Leben, seine Sühne? Ich will, ich kann nicht schuld sein, daß er die Menschheit haßt, ich will seinen Namen nicht mehr hören, sein Geschick nicht mehr verfolgen. Ihr Auftrag ist erfüllt, mein Brief beantwortet. Er will Nichts von mir annehmen, da ich seine Gabe zurückwies, er will nicht mir, nur der eigenen Kraft

als ich als Verwandte eine Härte unserer Großmama gut zu machen bemüht war?“

„Frage mich nicht,“ rief er. „Nicht Deine Großmuth konnte mir helfen, nur Deine Liebe konnte mich rein machen und retten, und deren hielt ich mich noch nicht für würdig.“

„Und jetzt meinst Du das, Stolzer?“ rief sie lächelnd.

„Ja!“ erwiderte er. „Ich weiß es. Du, Cäcilie, würdest einen Unwürdigen nicht lieben.“

E n d e.



Vittoria Accoramboni.

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

II.

Schwer, ja beinahe unmöglich dürfte es sein, den Seelenzustand Vittoria's bei diesen traurigen und schrecklichen Begebenheiten zu schildern. Ihr Gatte ermordet, ermordet vielleicht von ihrem Bruder, gewiß auf Anstiften des Mannes, der, ob mit Recht oder mit Unrecht, in der Stadt als ihr Geliebter galt! Wenn sie es auch nicht offen sagten, nur zu deutlich konnte sie es in den Blicken ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin lesen, daß man sie für eine Mitschuldige des Drfina hielt.

Wohl waren die Zeiten wild, die Sitten aufgelöst. Die höhere Entwicklung der Kunst und der gesellschaftlichen Lebensformen in Italien hatte auch dem Einzelnen ein stärkeres Selbstgefühl verliehen und ihn zum Richter über Dinge und Einrichtungen gemacht, denen er sich sonst schweigend unterworfen. Mehr noch durch den Schrecken, den sie einflößte, als durch den ehrwürdigen Schauer, mit dem ihr Alter und so viele Wunder sie umgaben, hatte sich die Kirche außerhalb des Kreises gestellt, den der menschliche Geist grübelnd und verwegen durchdringte. Der Bandit, der eben von einem vollbrachten Morde kam, kniete vor dem Madonnabild am Wege nieder; die Gattin, welche dem Gemahl das Gift mischte, empfahl sich und ihre „arme Seele“ den Heiligen. Mit Ausnahme dieses einzigen Punktes aber kannten die Zeitgenossen Vittoria's nichts Festes, Heiliges, Unnahbares; ihre Leidenschaft war ihr Recht, so weit ihre Kraft oder ihre List reichte, schritten sie vor, unbestimmt um weltliche Gesetze wie um göttliche Gebote. Den einen boten sie Trost, mit den andern fanden sie sich durch die Beichte und reichliche Spenden an die Kirche ab. In solcher Lage, bei diesen Bestimmungen, wie hätte ein so begabtes Weib wie Vittoria nicht über die Schranken hinausstreben sollen, die der Eigensinn ihres Vaters ihren Wünschen und ihrem Genius gesteckt? Freiwillige Entfugung lag nicht in ihrer Natur; auch mochte in der Klage über ein verlorenes großes Glück sich der Widerwille gegen Francesco mischen. Er war der Stein, den ihr das Geschick in den Weg geschleudert, das Hinderniß all ihrer Pläne; ohne ihn hätte sie in Glanz und Herrlichkeit auf der Bühne der Welt eine erste Rolle spielen können. Hatte sie mit ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihren poetischen Anlagen nicht ein Recht, das Leben voll und ganz zu genießen? Die schwärmerische Liebe, die ihr Francesco widmete, vermochte sie nicht auszufüllen und zu befriedigen. Das Schwächliche in seinem Wesen erregte vielleicht ihr Mitleid, noch häufiger weckte es ihren Bohn. Ob sie um die Ermordung ihres Gatten dunkel gewußt, ob nicht — durch seinen Tod fühlte sie sich von einer Fessel befreit und sich selbst zurückgegeben.

Die Weise, in der sie ihre neue Freiheit benutzte, bestätigte die schlimmsten Gerüchte, die über sie umliefen.

Kaum hatte der Cardinal seinen Neffen in der Kirche St. Maria degli Angeli feierlich beigelegt, als Vittoria heimlich das Haus ihres Vaters verließ und mit ihrer Mutter sich in den Palast des Herzogs flüchtete. Eine Weile waren beide Frauen wie vom Erdboden verschwunden, aber nur zu bald ward ihr Aufenthalt entdeckt. An welche Gräueltaten die Römer auch gewöhnt waren, welchen geringen Einfluß auch moralische Bedenken auf die Reicherer und Vornehmeren ausübten, Alle wurden bei dieser Nachricht von einem tiefen Grauen ergriffen. Die traurigen Ahnungen der Donna Camilla, als Vittoria die Villa Peretti betreten; ihre Abneigung gegen die so liebreizende und geistreiche Schwiegertochter; die Weissagung, die sie dem Sohne zugerufen, als er trotzig auf seinem letzten nächtlichen Gange das Schicksal herausgefordert hatte — wie war Alles bestätigt und erfüllt worden! Die Einen sagten, die rasende Leidenschaft habe Vittoria von der Leiche des Gatten in die Arme ihres Liebhabers getrieben; die Andern: aus Furcht vor den Nachforschungen des Gerichts, daß man sie in die Engelsburg abführen würde, um Zeugniß abzulegen, hätten die Frauen sich in das Haus des Drfina geflüchtet. Denn obgleich der Papst die strengste Untersuchung verprochen, wußte jeder, daß der Gouverneur von Rom, mit allen päpstlichen Soldaten hinter sich, es doch niemals wagen würde, im Palaste des Signor Paolo Giordano eine Verhaftung vorzunehmen. Die Spötter endlich bemerkten boshaft, die schöne Wittve habe es eilig gehabt, den Drfina an sein Versprechen zu mahnen, er hätte ihr nämlich früher gelobt, sie unmittelbar nach dem Tode ihres Gemahls zu heirathen.

Wie dem nun auch sei — offenbar erregte gerade diese Möglichkeit den Unwillen, die Eifersucht und den Neid der Drfina. Eine Accoramboni, die Tochter eines unbedeutenden Landadelmanns, die Wittve eines Peretti, die Fürstin eines so erlauchten Hauses! Die ganze Verwandtschaft kam in Bewegung. Der Herzog von Bracciano hatte von seiner ersten Gemahlin, der Mediceerin, einen Sohn Virginio; zu Gunsten desselben that sein Oheim, der Cardinal Medici, einen entscheidenden Schritt. Im Einverständniß mit den andern Drfina warf er sich dem Papste zu Füßen

verdanken, was er ist, was er vermag in der Welt. Er will sich nicht wieder beugen, auch nicht mit dem Flüstern des Dankes, vor der, die ihn einmal im Staube sah. Das ist männlicher Hochmuth, Stolz der Sühne, der die Demuth der Tugend fehlt. Wie auch die Fäden dieser Geschichte in Ihre Hand kamen, bannen Sie endlich dies Geipenst aus meinem Leben, diesen Schatten auf jeden Sonnenstrahl, der mir selbst diese Stunde verdunkelt.“

„Das Geschehene ist nicht umgekehren zu machen. Der Beklagenswerthe hat vergebens verjücht, sich vor sich selbst auszulöschen, er wird es auch vor Ihnen nicht können,“ erwiderte der junge Mann.

„Gut!“ rief Cäcilie. „So verjüchte ich dem Schreckbild ins Auge zu sehen, die geheimnißvollen Schleier zu zerreißen. Lassen Sie ihn vor mich treten, männlich, offen, und wir werden uns klar werden. Sie wollen es so!“

„Er steht vor Ihnen!“ jagte Arwed, fest, hochaufgerichtet, muthig.

Cäcilie wurde leichenbläß, sie schwankte, aber plötzlich flog ein Schein von Glückseligkeit über ihr Gesicht, und als wäre die Angst des Lebens gebrochen, als wäre sie befreit auf einmal von Allem, was ihr Herz bedrückte, rief sie aufjubelnd: „Arwed!“ und sank unter Strömen von Thränen an seine Brust.

Nun standen sie lange nebeneinander, Hand in Hand, und wie viel sie sich auch zu sagen, zu erklären gehabt hätten, kein Wort kam über ihre Lippen. Der Augenblick hatte Alles gelöst, bei ihr den Zwiespalt des Herzens, bei ihm die längst begangene Schuld. Was nicht das Ringen eines halben Lebens vermochte, in einem Augenblick vollendete es die Liebe.

Die Frau Professorin hatte angstvoll und schüchtern geharrt. Halb war sie im Geheimniß. Sie hatte es doch nicht lassen können, dem unbekanntem Offizier aus Neapel, der den Namen ihrer schweizerischen Verwandten trug, bei denselben nachzuspüren. So hatte sie erfahren, daß er ein Deutscher sei, den traurige Geschichte zu den Geschwistern seiner Mutter, einer geborenen Schweizerin, führten. Durch sein musterhaftes Verhalten, durch Ernst über seine Jahre, Zuverlässigkeit und Fleiß hatte er sich soweit ihr Vertrauen errungen, daß sie ihm, unter seinem mütterlichen Familiennamen, eine Offiziersstelle in einem Schweizer-Regiment in Neapel verschafften, wo er sich wieder allgemeine Achtung erlangte. Das war Alles, was man wußte. Im Jahre 1848 trat er in Neapel aus und ging, nun unter seinem väterlichen Namen, gut empfohlen, in die österreichische Armee, focht unter Radetzky mit Auszeichnung und höchster Bravour, so daß er, mit einem Orden geschmückt, unter den vorzüglichsten Offizieren genannt und geehrt wurde. In dieser Zeit erhielt die Frau Professorin einen Brief von ihm, in dem er, als Verwandter, sie bat, ihm Nachricht über Cäcilie zu geben, und endlich den Brief, der sein Kommen meldete.

Die gute Frau wußte nicht, ob sie durch die Heimlichkeiten, die sie bewahrte, nicht das Vertrauen ihrer Freundin gekränkt hätte, und fast mit schlechtem Gewissen erwartete sie das Resultat dieses Wiedersehens. Sie wartete lange, denn man hatte sie vergessen, zu lange für die Ungeduld ihres Herzens. Endlich hielt es sie nicht mehr, und sie trat leise in Cäcilien's Zimmer. Auf den ersten Blick sah sie, wie die Dinge standen, und nun zuversichtlich gemacht, stolz auf ihre Vertrauensrolle, überglücklich, die Hand in Spiele gehabt zu haben, frömte es über, bunt durcheinander von Lobeserhebungen über Vetter Arwed. Der junge Mann wollte dem Strom der Rede Einhalt thun, aber Cäcilie litt das nicht. Selig an der Seite des Geliebten, erfuhr sie so die äußeren Lebensumrisse, deren innere Verbindung nur ihr klar war.

„Weshalb,“ flüsterte sie, „hieltest Du an jenem Abschiedsabend im Golf von Neapel das Wort zurück, das schon damals alle Räthsel gelöst hätte?“

„Weil ich Dich liebte!“ erwiderte er. „Nicht Dankbarkeit für den Zufall, der mich zu Deiner Rettung herbeiführte, sollte mir Dein Herz erschließen. In der Achtung solltest Du mich lieben lernen. Hättest Du mir in jener Stunde nicht zu sehr Deine Neigung verrathen, ich hätte nicht vermocht, die meinige zu verschweigen.“

„Aber weshalb,“ jagte sie erröthend, „wiegest Du mich zurück,

und bat ihn um ein Monitorium, kraft dessen jede eheliche Verbindung des Herzogs mit Vittoria für ungiltig erklärt würde. Gregor XIII., der sich wohl hütete, als Fürst im Namen der Gerechtigkeit gegen Paolo Giordano einzuschreiten, fühlte sich in dieser rein geistlichen Sphäre um so sicherer; das Monitorium ward am 5. Mai 1581 erlassen. Ja, um zu zeigen, wie ernst er in dieser Angelegenheit seine Pflicht als geistlicher Oberhirt nähme, befohl er in einem besondern Erlaß, daß Vittoria zur Stelle das Haus des Signor Orsini zu verlassen und sich zu ihren Aeltern zurückzubegeben habe; unter Androhung vieler geistlicher Strafen ward ihr jeder Verkehr mit dem Herzog verboten. Aber wie hätten solche Pergamente den Ehrgeiz Vittoria's, die Liebesleidenschaft des Herzogs unterdrücken können! Hier war ein Feuer, das sich ausraufen mußte. Nach dem ersten Monitorium hatte Paolo seine Geliebte nach seinem Gartenhause in der Via Magnanapoli gebracht und hielt sie dort verborgen, bis der erste Sturm vorübergebraust. Zum Schein kehrte Vittoria darauf zu ihrem Vater zurück; nach einigen Tagen war sie wieder in der Villa. Dies Versteckspiel, das der Schwäche des Papstes so grausam spottete, dauerte eine geraume Zeit. Im Ausgang des December 1581 jedoch drang die Wache, als die Liebenden am wenigsten eine solche That besorgten, in das Haus Claudio Accoramboni's ein und führte Vittoria als Gefangene fort. Sie ward in das Kloster der heiligen Cäcilia in Trastevere gebracht und, da man sie dort vor den Nachstellungen und einem Handsreich des Herzogs nicht sicher glaubte, zuletzt nach der Engelsburg geschafft. Ueber ein Jahr lang verweilte sie hier, in gelinder Haft, mit all der Rücksicht behandelt, die ihr Stand und ihre Schönheit forderten. Unausgesetzt blieb sie in Briefwechsel mit dem Herzog.

So hart aber auch diese Trennung den Liebenden erscheinen mochte, sie war eine Strafe, durch die Schlimmeres von ihnen abgewendet wurde. Betrachtet man die Dinge genauer, so kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß diese Verhaftung und Einschließung Vittoria's ein verabredetes Spiel zwischen dem Herzog und der Obrigkeit gewesen. Indem die geistliche Behörde die Sündenrin zur Buße zwang, ließ die weltliche den Criminalprozeß wegen der Ermordung Peretti's einschlafen. Die Stadt beschäftigte sich mit dem Schicksal Vittoria's und vergaß den Mörder ihres Gatten. Freilich hatte der Gouverneur von Rom, Monsignor Portici, den Prozeß in aller Strenge eingeleitet. Aber schon am dritten Tage nach der That erhielt er einen Brief von Cesare Palantieri, einem jungen verwegenen Manne, der wegen vieler Abenteuer und Vergehen aus Rom verbannt war. „Gebt euch keine Mühe, erlauchter Herr,“ schrieb Cesare in diesem Briefe, der sogleich bekannt gemacht wurde, „nach demjenigen zu forschen, der den Signor Francesco Peretti getödtet. Ich war es und kein Aenderer. Zwischen mir und jenem Signor gab es gewisse Fragen und Mißverständnisse, die nur mit Dolch oder Degen geschlichtet werden.“ An die Wahrheit dieses Briefes glaubte Niemand, vielmehr nannten ihn alle eine Falle, die der Herzog den Richtern stellte, wiederum aber wurde die öffentliche Aufmerksamkeit dadurch auf eine neue Spur gelenkt. Wichtiger war die Aussage jenes Domenico, der Francesco Peretti den verhängnißvollen Brief gebracht; er gestand am 24. Februar 1582 aus freien Stücken, ohne daß er gefoltert worden wäre: „Die Mutter Vittoria's war schuld an Allem; die Kammerzofe aus Bologna unterstützte sie, darum entloß sie auch noch in der Nacht des Mordes nach der Burg von Bracciano; die Vollstrecker des Verbrechens waren Machione aus Gubbio und Paolo Barca aus Bracciano, Soldaten eines Herren, dessen Namen ich aus triftigen Ursachen am besten verschweige.“ Damit begnügte man sich, jede weitere Untersuchung ward aufgehoben, Domenico selbst später aus dem Gefängniß entlassen, wie es hieß, auf Witten des Cardinals Montalto.

Darüber hatte sich denn auch der Papst mit dem Herzog wieder ausgehört; am 13. Januar 1583 hob er alle seine Monitorien gegen ihn und Vittoria auf, nur das Eheverbot ließ er in Kraft. Auch dies wäre unnötig, versicherten die Freunde Paolo's, da der Herzog dem Cardinal Medici und seiner Familie versprochen, sich niemals mit Vittoria zu vermählen. So weit, bis zu so schmachvollen Lügen hatte die Leidenschaft ihn getrieben. Als er jenes Versprechen gab, war er schon mit Vittoria verheiratet. In aller Heimlichkeit hatte er sich in Rom, wenige Wochen nach der Ermordung Francesco's, mit dessen Wittve trauen lassen. Jetzt, nach ihrer Befreiung aus der Engelsburg, wurde am 10. October 1583 in der Schloßkapelle zu Bracciano die Feierlichkeit erneuert. Unangefochten lebte das Paar dort in großer Einigkeit und hohem Glück. So standen die Dinge, als Gregor XIII. starb. Der Herzog betrieb die hervorragenden Rechtsgelehrten, die klügsten und pfiffigsten Advocaten zu sich und legte ihnen die Frage

vor: ob, nach dem Tode des Papstes, das Monitorium, das ihm, dem Herzog, die Eingehung einer Ehe mit Vittoria untersage, noch zu Recht bestünde? Nach langen Debatten entschieden sich die Gelehrten dahin: daß mit dem Tode dessen, der es gegeben, auch das Verbot erloschen sei. Darauf hin rüstete Paolo Alles zu einer dritten öffentlichen Trauung mit Vittoria zu. Ihn wie die stolze Frau verdroß es, daß sie sich in den Schleier der Heimlichkeit hüllen und schlimme Nachreden dulden mußten. Während des Conclave, wo Rom in den damaligen Zeitläuften ohne Regierung sich selbst überlassen war, sollte die kirchliche Feier vollzogen werden. Indessen verzögerte sie sich durch mancherlei Hindernisse. Vor Allem wollte einer der Brüder Vittoria's, der Bischof von Fossombrone, um keinen Preis seine Zustimmung geben. Erst am 24. April 1585 wurden Paolo Giordano Orsini und Vittoria Accoramboni zum dritten Mal, in einer rechtmäßigen, vor Gott und Menschen gültigen Ehe durch priesterliche Weihe verbunden.

Was sind doch die Entwürfe, die stolzesten Hoffnungen der Menschen! Ihre Verwirklichung bringt uns, ach wie oft! nicht dem Glück, sondern nur dem Verderben näher. Eine Stunde nach dieser Trauung ging aus dem Conclave der schwer gekränkte Dheim Francesco's, der Cardinal Montalto, als Papst Sixtus V. hervor. Es war doch, als hätten, bei der Nennung dieses Namens, Alle die geheime Eingebung gehabt, daß mit dem neuen Papste sich ein wahrer König auf den Stuhl des heiligen Petrus niederlasse. Noch verlaute keine Maßregel Sixtus' V., und schon begannen die Banditen die Stadt zu verlassen. Dem Herzog schlug das Herz, als er am Abend dieses Tages mit den übrigen großen

alle Drohungen des Papstes zu verlachen, gerade eine venetianische Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt habe. Nicht wie ein Privatmann, wie ein Fürst trat der Orsini auf. Er mietete drei Paläste: das Haus Dandolo in der Zaccarstraße zu Venedig; das Haus Foscarini auf dem prächtigen Platz der Arena zu Padua und endlich eine Villa zu Sald am Ufer des Gardasees. Dieses Haus, das ehemals der Familie Sforza Pallavicini gehört, war, mit seinen herrlichen Gartenanlagen und der Aussicht auf den See, besonders nach dem Geschmack der Donna Vittoria. So lange war das Schiff ihres Lebens auf stürmischen Kluthen hin- und hergeworfen worden, daß sie diese entzückende Stille, den gleichmäßig ruhigen Verlauf des Daseins mit vollen Zügen genoß. In den mannigfachsten ländlichen Vergnügungen und Festen, in heiterer Stimmung verfloß der Sommer. Bei dem Nahen der rauheren Jahreszeit gedachte der Herzog nach Venedig zu ziehen, Vittoria hielt ihn in Sald fest. Sei es, daß sie sich ungern von diesem Orte trennte, wo sie so glücklich gewesen, sei es, daß sie hoffte, ihren Gemahl zu bewegen, von hier aus nach der Schweiz oder Deutschland zu gehen. Sie fürchtete sich in Italien. Die zunehmende Krankheit des Herzogs erhöhte ihre Besorgnisse. Immer weiter griff die Wunde und die Entzündung um sich. Selbst kleine Ausflüge wurden ihm beschwerlich, er fühlte die Vorbote seines Todes. Am 10. November 1585 machte er sein Testament. Er hatte, sagt der Chronist, Mitleid mit seiner unglücklichen Gattin; in der schönsten Blüthe ihrer Jugend sah er sie arm an Ruf und arm an Glücksgütern, wenig geliebt von den regierenden Fürsten Italiens, gehaßt von den Orsini's, ohne Hoffnung einer neuen Ehe nach seinem Tode zurückzubleiben. Um ihre Zukunft wenigstens äußerlich sicher zu stellen, vermachte er ihr außer seinen Pferden, Wagen, Geräthschaften, die er mit sich auf seinen Reisen geführt, eine Summe von 100,000 Piastern in baarem Gelde, in Silberfachen und Kleinodien. Aber dieser Schatz, der ihr Schutz und Schirm sein sollte, wurde ihr Verderben. Am Morgen des 13. November, nach einem Aderlaß, befohl sich der Herzog besser und die Aerzte schöpften Hoffnung; sie schrieben ihm, um jede Gefahr zu beseitigen, eine strenge Diät vor. Raum hatten sie jedoch das Gemach verlassen, als der Kranke mit seiner gewohnten Heftigkeit nach Speise und Trank begehrte. Niemand hatte den Muth, sie ihm zu weigern, er aß und trank unmäßig, verlor das Bewußtsein und war zwei Stunden vor dem Niedergang der Sonne todt.

Auch für Vittoria war dieser plötzliche Todesfall — denn so nahe hatte Niemand das Aeußerste geglaubt — ein Blitzschlag, der sie auf's tiefste erschütterte. Schutzlos, rathlos



Baronen des Kirchenstaates im Vatican erschien, dem neuen Papst den Fuß zu küssen. Auf die Ehrfurchtsbezeugungen Orsini's erwiederte Sixtus V. kein Wort, er sah ihn nur von der Seite mit einem sonderbaren Blicke an. Dieser Blick schien die finsternste Drohung zu enthalten, und während Orsini sich bemühte, durch die Fürbitte des Cardinals Medici eine geheime Audienz bei dem Papste zu erlangen, drang seine Gemahlin, in Todesangst, in jene Villa Peretti ein, die einst ihre Wohnung gewesen, zu ihrer früheren Schwiegermutter, der Donna Camilla. Beide Frauen bewahrten über dies Gespräch ein unverbrüchliches Stillschweigen; die Diener in den Nebengemächern hörten nur Schluchzen und Weinen. Doch ging Vittoria schwerlich mit der Gewißheit, daß ihr Donna Camilla vergeben habe, heim. Und auch die Unterredung des Herzogs mit dem Papste gewährte keine Sicherheit für die Zukunft. Was der Herzog dem Cardinal Montalto gethan, davon wisse Sixtus V. Nichts mehr; wenn aber künftighin der Herzog gegen die Gesetze verstieße, noch ferner Banditen besolde oder ihnen ein Asyl in seinen Häusern und Burgen gewähre, so würde ihn ohne Rücksicht auf seine Geburt und seinen Rang der Zorn Gottes und der Arm des Papstes treffen: so hatte Sixtus V. geredet. Als Orsini in seinen Palast zurückgetehrt war, theilte er seiner Gattin in fliegender Hast diese Worte mit; noch in derselben Nacht flüchteten beide nach dem Schlosse von Bracciano. Hier waren sie wenigstens einer plötzlichen Ueberraschung entriekt. Unter dem Vorwand, daß ihm die Aerzte den Gebrauch der berühmten Bäder von Albano, in der Nähe von Padua, zur Heilung seiner Wunde angerathen, begab er sich mit Vittoria, einem zahlreichen Gefolge von Dienern und seinen Schätzen dahin. Einen Theil seiner Soldaten hatte er, der Drohung des Papstes gehorchend, entlassen.

Nach der Mitte des Junimonats 1585 kamen beide in Padua an. Sie athmeten auf in dieser Luft der Freiheit. Auf dem Gebiet der erlauchten Republik Venedig konnte auch der Arm des mächtigsten Monarchen sie nicht erreichen. Ueberdies war Paolo Giordano bei dem Dogen und dem Rathe der Zehn auf das Beste angeschrieben, man wußte es ihm Dank, daß er, der doch nach Neapel oder Mailand, zu dem spanischen Könige, hätte gehen können, um

stand sie allein. Zwar erschien das Testament des Herzogs unangreifbar, und die Herzöge von Ferrara und Urbino, die Cardinale Farnese und Medici, die zu Vollstreckern desselben ernannt waren, besaßen Macht genug, es auszuführen. Aber sie waren in der Ferne, und unmitttelbar, im eigenen Hause Vittoria's erhob sich der Feind. Im venetianischen Gebiet, als Hauptmann der Republik, lebte damals Ludovico Orsini, ein berühmter Bandenführer, der wegen einer schweren Mordthat aus dem Kirchenstaat hatte flüchtigen müssen. Die Signoria hatte darüber die Augen geschlossen und ihm, in Anerkennung seiner kriegerischen Tüchtigkeit, ein hohes militairisches Amt auf der Insel Corfu anvertraut. In Begreif dorthin abzureisen, erhielt er Nachricht von dem Tode des Herzogs. Auf der Stelle eilte er nach Sald; er war der nächste, gegenwärtige Verwandte Paolo Giordano's und hatte Vollmacht von Virginio, dem einzigen Sohne des Verstorbenen und dem nunmehrigen Haupte des ganzen Geschlechts, für die Bestattung des Toten zu sorgen, für die Rechte der Familie gegen die verhaßte Vittoria einzutreten. Das ungeheure Legat, das ihr der Herzog vermacht, trug nicht dazu bei, den Zorn der Nachsichtigen zu entwaschen, es erregte nur um so stärker die gemeinen Leidenschaften des Meides und der Habgucht in ihnen. Einer Frau, die sie eine listige Abenteurerin schalten, sollten sie einen Palast, eine Villa kaufen und vierzig Diener zur Verfügung stellen! Es liegt nicht in der Natur der Menschen, daß so entgegengesetzte Interessen sich friedlich, ohne Kampf erliegen. Kaum in Sald angekommen, gerbete sich Ludovico Orsini als Herr. Er mißhandelte die unglückliche Frau und herabte sie ihres Geschmeides und ihres Silbergeräths. Ein anderer Zankapfel zwischen beiden waren die Pferde des verstorbenen Herzogs, die Vittoria als ihr Eigenthum, nach dem Wortlaut des Testaments, beanspruchte, und die Ludovico für sich forderte. In seinem Gefolge hatte er eine Anzahl verwegenen Männer, die einen aus hohem Adel, die andern aus niederem Stande, alle aber der Abgicht des italienischen Volkes, Räuber, Strolche und Mörder, zu jeder Gewaltthat bereit. Das Schlimmste befürchtend, in dem einsamen Schlosse, an dem kleinen Orte, flüchtete Vittoria mit ihren beiden Brüdern, Marcello, der

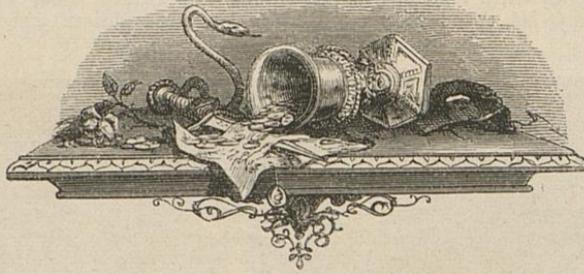
die Hauptschuld an der Ermordung ihres ersten Gatten auf sich geladen hatte, und Flaminio, nach Padua, in jenen Palast Cavallo an der Arena, den der Herzog vor einigen Monaten gemietet hatte. Dort rief sie den Schutz der erlauchten Republik an und wandte sich in einem demüthigen, schmerzvollen Briefe, der ihr ganzes Glend und die Zerknirschung ihres Herzens offenbarte, an den Papst. Wie schön und bezaubernd diese Frau gewesen, geht vor Allem daraus klar hervor, daß selbst die ehernen Seele Sirtus' V. sich niemals ganz von dem magischen Eindruck befreit hat, den Vittoria auf sie ausgeübt. Als er las, daß sie in herber Dürftigkeit, für den Augenblick ohne alle Geldmittel, in Padua lebe, in Todesfurcht, saß er lange erschüttert, das Haupt in den Händen verborgen, da. Er gedachte der Zeiten, da er sie zuerst in seiner Villa gesehen. Selbst die Rachsucht seiner Schwelger, die noch immer nicht vergehen konnte oder wollte, änderte seine Stimmung nicht. Er war im Begriff, auf Vittoria's Hilferuf zu antworten, als ihn die Nachricht ihres Todes jäh erteilte.

Es war um die Zeit der Weihnacht; eingezogen, nur auf Kirchgängen im Wittwenkleider den Bewohnern der Stadt sichtbar, lebte Vittoria seit einigen Tagen in dem großen, düsteren Palast. Wenige Diener waren um sie. In der Nacht vom 21. auf den 22. December 1585, von einem Freitag zu einem Sonnabend, drangen bewaffnete, verlarvte Männer in das Haus; andere hielten alle Zugänge besetzt und ließen Niemand über den Platz. Unter ihren Dolchen und Flintenschüssen starb zuerst Flaminio. Sein Hülfeschrei, der wüste Lärm verkündete Vittoria die Nähe ihres Todes. Sei es nun, daß sie jeden Versuch der Rettung für unmöglich hielt und in ihrer stolzen und hochmüthigen Art die Banditen lieber erwartete, als auf der Flucht von ihnen erweilt werden wollte, sei es, daß sich der Schatten des ermordeten Francesco drohend vor ihr erhob: sie blieb in ihrem Gemach, in ihrem Betsstuhl. Am Morgen hatte sie gebeichtet und das Abendmahl empfangen. Mit dem Ruf: „Nun ist's vorbei, Du mußt sterben!“ sprengte Ludovico Orsini die Thür. Denn obwohl er das Gesicht unter einer Maske verborgen, erkannte sie ihn an der Stimme. Nur um einige Augenblicke fristete Vittoria, ihre Seele Gott zu empfehlen, aber die Graufamen achteten ihrer Bitte nicht. Einen kurzen Dolch stieß einer der Bravos ihr in die linke Brust und das Messer in der Wunde umdrehend fragte er: ob er endlich ihr Herz getroffen? Blutüberströmte sank Vittoria nieder. Von ihrem Tische nahm Ludovico einen silbernen Becher von kostbarer Arbeit: aus ihm hatten beide Gemahlinnen Paolo Giordano's ihren Nachtrunk genommen, auch für Ludovico sollte der Becher verhängnisvoll werden. Darauf durchsuchten die Banditen das ganze Haus und stiegen mit Fackeln bis auf das Dach, Marcello verfolgend. Dem aber gelang es, ihnen zu entkommen; nicht zu seinem Glücke, denn die Signoria lieferte ihn später dem Papste aus, und er ward wegen seiner vielen Schandthaten in Ancona enthauptet.

Mit den letzten Schmuckstücken der ungeliebten Vittoria als Beute verließ Ludovico Orsini mit seinen Helfershelfern den Palast. Regt ermannten sich die entsetzten Diener und erfüllten mit ihren Wehrufen das ganze Viertel. Während des Sonnabends und Sonntags blieben die Leichen Vittoria's und Flaminio's in der Kirche der Eremiten ausgestellt. Der Tod hatte alle Fehler und jede Schuld der schönen Frau ausgeblüht; einstimmig war die Klage über ihr entsetzliches Ende, einstimmig der Ruf nach Rache gegen die feigen Mörder. Niemand zweifelte daran, daß Ludovico Orsini der Anführer gewesen. Er ward vor den Stuhl des Richters gefordert, aber im Geleite seiner Banditen, die bis an die Zähne bewaffnet waren, verhöhnend er denselben und spottete der unbewaffneten Menge, die ihn verfolgte. Nur sollte sein Trotz nicht lange währen. Die Signoria in Venedig beschloß die strengste Befragung des Friedensbrüchlers. Mit Vollmacht über Leben und Tod erschien am 24. December Abends der Avogador Aloisio Bragadino in Padua. Die schwersten Anzichten lagen gegen Ludovico Orsini vor. Die Diener Vittoria's wollten beschwören, daß sie ihn an der Spitze der Verlarvten erkannt hätten. Kleinodien, die sie besaßen, waren in seiner Hand gesehen worden. Da wurde ein Brief von ihm an Virginio Orsini aufgefunden. „Erlauchter Fürst,“ stand darin, „wir haben ausgeführt, was wir zusammen beschloffen. Ich habe die Angelegenheit in Person zu Ende gebracht, darum verfehlet nicht, mir die Leute — ihr wißt schon, welche — auf der Stelle zu schicken.“ Das Maß des Frevels lief über. Aloisio Bragadino sammelte die Burgwehr der Stadt und ließ das Haus, in das sich Ludovico mit seinen Genossen, vierzig an der Zahl, geflüchtet, von allen Seiten einschließen. Es war der Palazzo Contarini, außerhalb Padua's, am jenseitigen Ufer der Brenta, neben einem Augustinerkloster. Statt sich nach der Aufforderung des Avogadors zu ergeben, verzichteten sich die Banditen und wechselten Flintenschüsse mit den Angreifern. Nach einer Weile befahl Bragadino die Feldschlangen vorzuführen, da war es aus mit dem Glück und dem Uebermuth Ludovico Orsini's. In wenigen Stunden war das Haus zertrümmert, die Tapfersten seiner Gefährten getödtet, verwundet, von einer niederstürzenden Mauer erschlagen: so der Graf Montemolano aus Perugia, Lorenzo de' Nobili aus Fermo und Pandolfo Leupratti aus Camerino. Wie ein Wahnsinniger stürmte Ludovico umher, Schlächt! Schlächt! schreiend. Aber der Muth der Seinen war gebrochen. Nach einem kurzen Kampfe ergaben sie sich und wurden in das Kastell der Stadt gebracht. In dem erstürmten Hause fand man in mancherlei Verstecken mit Blut besudelte Dolche — es war das Blut Vittoria's und Flaminio's, das daran klebte — und auf dem Tische Ludovico's jenen silbernen Becher mit dem Wappen der Medici. Er diente jetzt dazu, den Mörder zu überführen. Das war nicht in der Strömung und der Luft der Zeit, daß ein solcher Mann seine That bereit oder sie seines Ranges und seiner edeln Geburt für unwerth gehalten. Sich blutig und grauam zu rächen, enteerte einen Galant'uomo nicht. Darum bewahrte Ludovico Orsini während der ganzen Verhandlung seine stolze Sicherheit. Aber so trotzig wie er, so unerbittlich war die venetianische Gerechtigkeitsspflege. In der Nacht zum Tage des heiligen Evangelisten Johannes, 27. December 1585, ward er im Gefängniß erdrosselt. Am andern Tage stand seine Leiche aufgebahrt in der Kathedrale, zum Schauspiel dem Volke und zum Spiegelbild für alle Uebelthäter. Von seinen Gefährten starben fünfzehn am Galgen; zwei, ein Hauptmann Splendiano und der Graf Paganello, wurden nach harten Martern geviertheilt. Das Volk erzählte sich, Paganello hätte den ruchlosen Mord an Vittoria verübt. Aber in der Republik Venedig kommt ein Criminalproceß niemals ganz an das Licht der Sonne, und so bleibt dies nur eine Vermuthung. So viele mußten sterben, um die Manen Vittoria's zu süßen.

Nicht mit Unrecht nannten die Zeitgenossen diese grauenvoll düstere und doch von einem wunderbar poetischen Hauch umwehte Geschichte eine Tragödie. Denn wie in den Trauerspielen des Sophocles das unabänderliche Fatum den Helden, ja ganze Ge-

schlechter in Schuld verstrickt, so hatte hier die dämonische Schönheit Vittoria's nacheinander Francesco Peretti und Paolo Giordano, die Familie Orsini und ihre eigenen Brüder, ihre Mutter und sie selbst ins Verderben gestürzt. Nacheinander hatte Italien ihren Namen in Entzücken und Bewunderung, mit Scheu und Unwillen, mit Schmerz und Trauer ausgesprochen. Wechselweise war sie, wie es von der Liebe heißt, Sirene und Furie gewesen. Ihr Schicksal hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der schottischen Königin Maria Stuart. Wie an dieser haftete an ihr die Blutschuld eines Gattenmordes; wie diese hatte sie sich mit dem Mörder ihres ersten Gemahls vermählt. Damals nun beklagten alle Dichter Italiens in rührenden Sonetten ihren Tod; das Angedenken an ihre Schuld verwischte sich allmählig, und übrig blieb nur im Gedächtniß der Menschen das Bild einer schönen, liebreizenden, geistvollen Frau, die nach einem stürmischen Leben einen jähen Untergang gefunden. Denen aber, die gewohnt sind, die Dinge im Schein des Ewigigen zu betrachten, stellt sich in Vittoria Accoromboni ein Idealbild der italienischen Renaissance dar, ausgestattet mit allen Gaben des Geistes und mit jedem Reiz des Körpers, zum Glück auserlesen, aber ohne jede tiefere Empfindung des Sittlichen und Rechten, ohne Verstandniß, ja ohne Ahnung der Pflicht — ein Weib, das vollendet gewesen, wenn es sich zu befeiden gewußt.



Kosmetische Briefe.

Die bleihaltigen Haarfärbemittel. Unsere Enkel werden es ungerne finden, daß die Zeit, in der wir leben, auf der einen Seite so gewaltige Fortschritte in Naturwissenschaft und Technik aufweist, im Punkt der öffentlichen Gesundheitspflege noch in den Kinderschuhen sich befindet.

Daß die Beförden sich wenig um das öffentlich gefährdete Wohl bekümmern, ist leicht zu beweisen; ich greife als Beispiel die straflosen Antünbungen, den geduldeten Verkauf giftiger Schönheitsmittel und im Specieellen der bleihaltigen Haarmittel heraus. Der Maler, der Fabrikarbeiter, welcher mit bleihaltigen Stoffen, Farben u. umzugehen gezwungen ist, kann sich vor dem Einathmen der verstaubten Bleifarben schützen und unterläßt er dies aus Fahrlässigkeit, so sind im Falle einer Bleivergiftung die Vergiftungserscheinungen dem Arzte leicht erkennbar, da es un schwer sein wird, aus der Berufstätigkeit auf die Ursachen der Erkrankung Schlüsse zu ziehen. Wie schwierig muß es aber dem Arzte werden, namentlich die leichteren Grade einer Bleivergiftung zu erkennen, wenn der Patient selbst keine Ahnung davon hat, daß ein als unschädlich angepriesenes Schönheitsmittel den Grund zu seiner Krankheit zu legen vermochte. Fast alle der gegenwärtig unter den verschiedensten Namen ausgebotenen Haarfärbemittel sind bleihaltig, während früher vorwiegend der viel unschuldigere Höllestein (Silberalpeter) zu Haarfärbemitteln verarbeitet wurde. Wie nun aber nicht jede Kugel trifft, so ist glücklicherweise auch nicht jeder Mensch gleich empfänglich für Bleivergiftung, nicht jede Haut und nicht jeder Theil der Haut nimmt unter gleichen Verhältnissen die gleichen Bleimengen auf, auch sind gewisse Lebensalter besonders für Bleivergiftungen empfänglich und zwar die Zeit vom 20. bis zum 40. Lebensjahr. Die durch die Haut reobirten Bleisalze bringen als erste leichtere Krankheitserscheinungen periodisch auftretenden Kopfschmerz, Gesichtsröthe, Appetitlosigkeit, Verdauungsbeschwerden, unruhigen Schlaf, mitunter auch örtliche Hautausschläge hervor, in schwereren Vergiftungsfällen steigern sich die Erscheinungen zu Angst, Gliederschmerz, und selbst bis zu Gehirnstörungen (Schlaffucht oder Epilepsie). Bei mäßig lebenden, sonst gesunden Personen kann eine chronische Bleivergiftung lange Zeit vorhanden sein, ohne sich besonders bemerkbar zu machen, bis plötzlich durch einen Diätfehler, eine Erkältung, die Vergiftungsanzeichen erscheinen und sich dann um so heftiger bemerkbar machen. Zu den geschädigten schweren Vergiftungserscheinungen wird allerdings nur in den seltensten Fällen der Gebrauch der käuflichen Haarmittel führen, da diese meistens aus wässrigen Lösungen bestehen, welche in viel geringerem Maße von der unverletzten Haut absorbiert werden, als diejenigen Mischungen, in welchen die Bleipräparate mit Fetten oder Oelen in Verbindung gebracht sind. Letztere bilden die Minderzahl der käuflichen Haarfärbemittel. Eine wie geringe Menge Blei innerlich genossen schon hinreicht, Erscheinungen einer chronischen Bleivergiftung hervorzuheben, dafür gibt ein Fall herabes Zeugniß, der in einem Dorfe Englands vor einigen Jahren vorkam. Durch eine Bleigrube in der Nähe des Dorfes war ein vorbeischießender Bach in ganz geringem Grade bleihaltig geworden, und trotzdem die Bewohner bei einem täglichen Verbrauch von einer Gallone Wassers wöchentlich nur $\frac{1}{4}$ Gran kohlenäures Blei zu sich nahmen, zeigten sich allmählig dennoch bei allen denen, welche von dem Wasser genossen hatten, Verdauungsbeschwerden, Abmagerung, Appetitlosigkeit u. s. w. Die meisten der wässrig-flüssigen, bleihaltigen Haarfärbemittel führen sich dem Publicum gar nicht einmal als eigentliche Haarfärbemittel ein, sondern suchen sowohl durch den Namen als durch die Gebrauchsanweisung den Glauben zu erwecken, als wirkten sie auf die Haarwurzeln ein und veranlassen diese zu einer erneuten Absonderung des natürlichen Farbstoffes, eine Unmöglichkeit, wenn man weiß, daß dem Haarschaft, sobald er die Haarwurzel verläßt, von letzterer keine Farbe mehr zugeführt erhalten kann, weil er keine Zuführungsgefäße besitzt. Die Gebrauchsanweisungen fagen in der Regel auch, daß ein und dasselbe Mittel den Haaren die ursprüngliche Farbe wiedergebe, daß also der weiß gewordene Blondin blonde, der ehemals Schwarzhäaarige wiederum schwarze Haare erhalte. Dies beruht einfach darauf, daß diese Bleimittel nicht wie die hollensteinhaltigen Haarfärbemittel nach einmaliger Anwen-

dung die gewünschte Farbe hervorbringen, sondern daß das Schwefelblei nach kurzem Gebrauch sich erst in so geringer Menge im Haar bildet, daß dasselbe zuerst nur bräunlich aussieht; da aber jedes neue Auftragen des Mittels zur Vermehrung des Schwefelbleigehaltes der Haare beiträgt, so erscheinen allmählig alle Nuancen von braun bis schwarz. Derjenige, welcher ein solches Haarfärbemittel benutzt, wird mit dem Gebrauch innehalten, wenn der erzielte Farbenton der ursprünglichen Farbe seines Haares gleichkommt. Da ist nun das Wunder des verschiedenen Färbens leicht zu erklären; der Blondhaarige würde sich vielleicht weniger wundern, wenn er fände, daß bei weiterem Gebrauch das Wundermittel keineswegs das Blond seiner Haare respectirte, sondern ihm allmählig auch das schwarze schlichte Haar eines Patagoniers anzubringen würde. Beiläufig bemerkt, läßt sich aber nicht jedes Haar beliebig mit dergleichen Bleimitteln färben, so daß Jemand bei längerem Gebrauch wohl eine Bleivergiftung sich zuziehen kann, ohne daß sein Haar sich färbte, oder daß der erhaltene Farbenton auch nur den mäßigsten Ansprüchen an eine natürliche Haarfarbe genüge. Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß diejenigen, welche sich zur Wiedererlangung ihrer schwarzen Haare der Bleimittel bedienen, im Allgemeinen viel größere Mengen des Haarfärbemittels verbrauchen müßten, als Blondhaarige, und daß sie daher viel eher der Gefahr einer chronischen Bleivergiftung ausgesetzt sind, als die letzteren.

Im Laufe der letzten Jahre sind an die Redaction des Bazar's mehrere Briefe gelangt, in welchen man sich über einen Uebelstand, den solche Bleimittel hervorrufen, beklagt, der allein schon Jeden vor dem Gebrauch bleihaltiger Haarmittel zurückschrecken müßte. Die Gebrauchenden bemerkten nämlich, als sie, gewarnt vor den bleihaltigen Haarmitteln, die Anwendung desselben einstellten, daß das ursprünglich nur mit weißen Haaren untermischte Kopfhaar jetzt völlig weiß geworden war. Dieser Umstand ist für den Verkäufer des Bleimittels äußerst günstig, da seine Abnehmer zu Sklaven des Haarfärbemittels gemacht werden, weil sie beständig genöthigt sind, die Haare sehr bald nachzufärben. Die Erklärung für das Weißwerden des gefärbten Haares kann man darin suchen, daß das in den Haaren befindliche schwarze Schwefelblei unter dem Einflusse von Luft und Sonnenlicht sich in weißes schwefeläures Blei verwandelt. Daß dies möglich ist, kann man leicht nachweisen. Begießt man einen mit Bleiweiß angefeuchteten Gegenstand mit Schwefelwasserstoffwasser, so wird derselbe augenblicklich schwarz erscheinen; in die Sonne gebracht, wird die schwarze Farbe allmählig verschwinden und die ursprünglich weiße Farbe wieder hergestellt werden. Die flüssigen bleihaltigen Haarfärbemittel enthalten fast alle das Blei als Bleizucker oder unterschwefligsaures Blei, ebenso die bleihaltigen Pomaden, das Blei wird aber auch noch in einer anderen Form auf das Haar gebracht, in welcher es nicht allmählig, sondern schon nach einmaligem Gebrauch die Haare färbt; eine Art der Anwendung, welche jetzt größtentheils verlassen ist, da sie in den Händen Ungeübter die größten Gefahren sowohl für die Gesundheit, als für die Erhaltung der Haare in sich birgt, ich meine damit die Anwendung des bekannten Breies aus Bleiglätte (oder Mennige, Bleiweiß u. c.), Kestalk und Wasser, mit welchem der Kopf einige Stunden, meist wohl über Nacht, bedeckt bleibt.

Wenn dieser Brei richtig gemischt ist, d. h. wenn er nicht zuviel Kestalk enthält, und wenn die Kopfhaut nicht allzu empfindlich für Bleimittel, mindestens aber gesund ist und weder Hautrizen noch Ausschlag zeigt, mag eine einmalige Anwendung eines solchen Bleimittels ohne Schaden sein, sind diese Bedingungen aber nicht vorhanden, so kann man sich möglicherweise nicht nur eine Bleivergiftung zuziehen, sondern auch sämtliches Haar mit einem Male verlieren, denn überschüssiger Kestalk wirkt zerstörend auf das Haar. In einigen französischen Haarfärbemitteln hat man sogar wirkliche Enthaarungsmittel, Schwefelnatrium, Schwefelcalcium gefunden, so in der teinture unique (Bleiglätte, Schwefelnatrium und Wasser), dem eau d'ébène u. A. Albert, ein französischer Arzt, erzählt einen solchen Fall, in welchem eine junge Frau durch ein ähnliches Mittel nicht nur heftige Migräneanfalle und eine sehr schmerzhaft Entzündung des äußeren Gehörganges erlitten mußte, sondern auch ihr Kopfhaut in Gelatine verwandelt und aufgelöst sah.

Daß ich mit diesen Warnungen nicht allein mich an Diejenigen wende, welche genöthigt sind oder es zu sein glauben, sich die Haare zu färben, werden alle Diejenigen bezeugen können, welche in den unten aufgeführten bleihaltigen Haarmitteln eines oder das andere wiederfinden, welches sie nicht als Haarfärbemittel, sondern als Haarverschönerungs- oder Haarwuchsbeförderungsmitel gebrauchten, weil es die Zeitungserclame oder der gewissenlose oder der unwissende Verkäufer für diese Zwecke empfohlen.

Ich gebe jetzt das Verzeichniß der mir bekannt gewordenen bleihaltigen Haarmittel; wahrscheinlich existiren in Wirklichkeit noch ebenso viele anders benannte Bleimittel, doch zählen die nachfolgend verzeichneten zu den am meisten verbreiteten.

Clark's Restorative for the Hair. — Chevallier's Restorative for the Hair. — Circassian Hair Rejuvenator. — Ayer's Hair Vigor. — Prof. Wood's Hair-Restorative. — Dr. O'Brien's Hair-Restorer. — Gray's celebrated Hair-Restorative. — Phalon's Vitalia. — Ring's vegetable Ambrosia. — Mrs. Allen's World's Hair-Restorer. — Knittel's Indian Hair-Tonique. — Hall's vegetable Sicilian Hair-Restorer. — Dr. Tebbett's Hair-Generator. — Marthe Washington's Hair-Restorative. — Singer's Hair-Restorative. — Professor Chandler, der im Auftrage der Sanitätsbehörde von New-York — dort bekümmern sich die Behörden um dergleichen Dinge — eine große Zahl von Schönheitsmitteln untersuchte, fand unter sechsundzwanzig Haarfärbemitteln die vorstehend genannten fünfzehn bleihaltig; Mr. Allen's Hair-Restorer wird auch in Deutschland vielfach angepöndigt. — Aqua amarella. — Ziegler's Tolma. — Ramprath's und Schwarze's (Leipzig) Eau de Capille. — Richter's (Berlin) Haarwasser, benannt „feine grauen Haare mehr“. — Rosseter's Hair-Regenerator. — A. Marquardt's (Leipzig) Haarbalsam. — Eau d'Egypte (enthält Silber-Wismuth- und Bleisalz). — Poudre de Chine (Bleiglätte und Kalk). — Teinture dite Anglaise. — Ostindisches Haarwasser von Emil London (Berlin). — Pomade tannique rosée von Jilloil und Andoque in Paris (enthält kein Tannin, sondern Bleizucker). — Eau des Fées. — Eau de Cythère. — Kallomyrin, Haarfarbe-Kraft-Pomade von Hidsch und Ruß (Wien). — Eau de Bahama. — Eau de la Floride.



Spiegelbilder aus der Gesellschaft.

Berlin.

H.

Es wurde der erste diesjährige „Subscriptionsball“ geradezu ein Ereigniß; von nah und fern strömten die Menschenmassen herbei. Nach so viel Leiden des vorigen Winters wollte Jedermann die Freuden dieses Festes genießen, das so einzig in seiner Art, mehr Schauspiel, als Ball, mehr Hofzirkel, als Gesellschaft, mehr Poesie, als Prosa — aber freilich auch oft mehr Dual, als Vergnügen ist. Kunst und Natur bieten zur Verschönerung der Räume ihre Zauber auf. Blumensträuße, Fontänen, kolossale Spiegelwände, welche den Lichterglanz und Menschenwirbel wiederstrahlen, bunte Vögel hinter Glas zwischen Palmen und Lorbeern, Purpurjammet, Gold und Marmor — all das läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen. Bis in die höchsten Logenreihen hinauf haben die Damen ebenfalls Balltoilette angelegt und tragen so reiche Blumensträuße in den Händen, daß jede Loge einem riesigen Blumenkorb gleicht, aus welchem reizende Frauentöpfe emportauchen.

Wenn der Kaiserumzug durch den Saal stattfindet, wird das Gedränge unten wirklich gefährlich für die zarten Toiletten und die noch zarteren Füße, allein die Damen verachten jegliche Gefahr, um nur die Krone des Festes nicht zu versäumen und den Hof in der Nähe zu sehen. Herr von Hülsen, unser genialer General-Intendant, der die Opernhausbälle gewissermaßen erfunden hat, erscheint wie ein Zauberer mit seinem Stabe und gibt damit das Zeichen, daß Platz gemacht werde für die Majestäten. Dann reicht er, der eine imponirende, männlich schöne Erscheinung ist, der Palastdame, Gräfin von Hade, die Hand, um mit ihr die Polonaise zu eröffnen. Unter dem Thronhimmel, zu dem die Purpurdraperien der großen Hofloge geworden sind, stand Kaiser Wilhelm einen Augenblick am Arme seiner jugendlich reizenden Schwiegertochter wie ein herrliches lebendes Bild anzuschauen, dann schritt der hochgewachsene, stattliche Heldengreis heiter lächelnd unter den Klängen des Festmarsches von Spontini die breiten Stufen in den Saal hinab, huldvoll nach allen Seiten grüßend und sichtlich erfreut, wenn aus dem Gewoge ein bekanntes Gesicht auftauchte.

Kaiserin Augusta mit ihrer majestätischen und doch so graziösen Haltung erschien an der Hand des jungen Prinzen Arthur von England als zweites Paar; er glück in seiner einfachen, ganz schwarzen Uniform der Kislernen einer der romantischen Gestalten Walter Scott's. Man hat ihn in den intimen Hofkreisen scherz-

weise den schwarzen Prinzen genannt. Das dritte Paar war Prinzessin Karl an der Hand des kaiserlichen Kronprinzen, das vierte Prinz Karl und Herzogin Alexandrine von Mecklenburg. Leider fehlte eine der holdsten Erscheinungen, Prinzessin Friedrich führten Damen aus der Hofgesellschaft.

Wenn der Hof wieder in seinen Logen Platz genommen hat, beginnen die beiden Orchester abwechselnd zu spielen, und „das Herz walzt einem in der Brust“, wie einst der arme, nie tanzende Börne sagte, bei den köstlichen Walzermelodien! Man versucht dem auch trotz dem Gedränge zu tanzen, anfangs freilich ist der Raum dazu nicht größer, als ein Präsentirteller, aber allmählig entstehen in den Menschenwogen kleine Inselchen, wo man die Freuden des Tanzes genießen kann. Es wird sogar Platz gewonnen für einen „Contretanz der Elite“, in welchem die anwesenden jüngeren Fürstlichkeiten mittanzten, und das ist denn auch der Augenblick, der eine Betrachtung und Bewunderung der Toiletten zuläßt.

Um mit den glänzendsten Beispielen zu beginnen, müssen wir zuerst die prächtigen Anzüge der höchsten Damen erwähnen. Die Kaiserin Augusta trug ein Schleppteil von weißer Seide mit eingewirkten Goldblättern, dazu einen Ueberwurf von goldgelbem Atlas mit Agraffen von sehr großen echten Perlen aufgenommen. Ein Halsband von Perlen und Brillanten und ein kronenartiges Diadem — ein ganz neuer Kaiser-schmuck — von birnenförmigen Perlen, zwischen denen ebenfalls Brillanten funkelten, zierte Hals und Haar. — Die Kronprinzessin huldigte der neuen Mode, einen schwarzen Ueberwurf über weißem Stoff zu tragen; um den ganzen Halsauschnitt waren in dichten Reihen die feurigsten Diamanten aufgenäht, die auf dem tief-schwarzen Grunde von wahrhaft zauberhafter Wirkung. Rosen und Diamanten schmückten das reiche braune Haar, und das liebliche Gesichtchen der hohen Frau sah in dem Schmuck so reizend und frisch wie ein Maienmorgen aus. — Die Prinzessin Karl erschien gleichfalls in einer ganz neumodischen Farbenzusammenstellung, sie trug ein Schleppteil von lachsrotem Atlas und einen Ueberwurf von blaßblauer Seide, dazu Brillanten und Topase. — Die Herzogin von Mecklenburg hatte die kleidjame kirschrothe Farbe als Ueberwurf zu einem weißen Moirekleide gewählt, dazu Korallen und Diamanten im Haar und um den Hals.

Im Contretanz des Hofes erschien an der Hand des Prinzen Albrecht Sohn eine Dame, die das größte Aufsehen erregte, nicht allein wegen ihrer imposanten Schönheit, sondern auch durch den Reichtum ihres Anzugs. Es war die Herzogin von Ossuna, die mit ihrem Gemahl diesen Winter in Berlin zubringt — vor zwei Jahren leuchtete dies prächtige Gestirn am Hofe Napoleon's; ohne Kaisererglanz kann die schöne Dame nicht ins rechte Licht gestellt werden. Die Strahlenkrone im Haar erregte das allgemeinste Staunen, eben solche riesige Steine lagen auf den weißen Schultern und ein Blumenzweig von Brillanten (nur der Schliff unterscheidet sie von Diamanten), strahlend und flimmernd wie die Gasflammen bei einer Illumination, lag im Gewirr des Flechtchignons, dazu trug die schöne Herzogin ein blaues Crêpekleid über blauer Seide — ohne Schleppe — mit blaßrothen Rosen verziert. Die fremdartige Erscheinung, welche an allen europäischen Höfen bewundert ward, gehört übrigens der heimischen Erde an, sie ist eine geborene Prinzessin Salm-Salm, auf einem einsamen Schlosse in Westphalen geboren und erzogen. Neben ihr glänzte wie der Mond in mildem Reiz die Gräfin Paul Hatzfeld, eine feingebaute kleine Amerikanerin, die Peru's Schätze über den jüngsten enterbten Sohn der berühmten Gräfin Sophie Hatzfeld ausgeschüttet hat. Sie war nach einer neuen Pariser Mode frisiert und hatte sich in Paris photographiren lassen, damit die hiesigen Haarkünstler die Frisur genau nachbilden könnten. Ein Kranz von Margueriten aus Brillanten schwebte in einem Nebel von sichblonden, leichtgepuderten Locken, die ziemlich hoch angebracht waren, hinten schlangen sich Flechten und Büffen labyrinthisch durcheinander. Um den Halsauschnitt eines Ueberwurfs von schwarzem Atlas lag ebenfalls ein Kranz von Margueriten, aber aus der feinsten Blumenfabrik Frankreichs entnommen. Der Ueberwurf hatte den Schnitt eines — Herrenfracks, die Knöpfe waren wieder Brillanten, er nahm sich auf dem Schleppteil von weißem Turlatan eigentlich mehr seltsam, als hübsch aus, doch wurde die „Margueriten-Dame“ allgemein bewundert. — Eine prächtige Erscheinung war auch die junge Generalin von Voigts-Rhetz, die der General sich erst vor einigen Jahren aus Luxemburg

geholt hat, wo ihr Vater ein angesehener Advocat ist. Sie sieht der Dame auf dem schönen Gemälde von Terborch „Die väterliche Ermahnung“ ähnlich. Ein weißes Atlaskleid mit Auszug von schwarzem Sammet und Rosen hob ihr prächtiges Blondhaar und ihre herrliche Gestalt besonders vortheilhaft hervor. — Die liebliche Prinzessin Anton Radziwill trug ein einfaches, aber kostbares Kleid von rotha Moire mit langer Schwebentaille und Ritterärmeln, wie sie jetzt von der Mode begünstigt werden. — Die Hofdame Gräfin Eveline Hagen ward wegen eines reizenden Ueberwurfs aus Silberstoff sehr bewundert, den sie mit Rosen über einem weißen Kleide trug, nur einige Sterne von Brillanten flimmerten in ihrem Haar.

Die beiden jüngsten Damen der diesjährigen Hofsaal bilden einen so anmuthigen Contrast wie Lessing's Mädchen am Brunnen, Fräulein von Otterstedt, eine blühende Brünnetten, und Comtesse Maria Schlippenbach, eine zarte Blondine. Erstere trug einen weißen Anzug mit Goldsternen bestreut und goldene Nethren im Haar, letztere blaßlila Seidenflor mit Rosen in den Locken, die in natürlicher Fülle, kunstlos, wie vom Scheitel eines Johannes, an ihrem durchsichtig-bleichen Gesichtchen niederfielen. Diese Erscheinung mahnte mich an Schwind's schöne Melusine, und als ich sie später wieder sah, blieb die Neulichkeit bestehen; auch in der Wahl der unscheinbaren Farben, die so trefflich zu ihrer holden Märchengestalt passen. Um von den Toiletten im Allgemeinen zu sprechen, so trat die Vorliebe für das Rococo-Costüm so auffallend wie auf dem Opernhausballe bisher noch nicht auf. Die Herren stachen nur allzu sehr dagegen ab; der Pops, der Dreimaster, die Schnallenschuhe und die Sammetröcke mußten nothwendig auch wieder bei denselben eingeführt werden, um zu den costümirten Damen zu passen.

Ein Hauptvergnügen der Opernhausbälle ist die Jagd auf Celebritäten, deren immer eine große Anzahl vorhanden sind; sie müssen sich darauf gefaßt machen, angestarrt und laut genannt zu werden, wenn ein Berliner den Gästen aus der Provinz die Honneurs machen will. Frau Lucca, in gestreiften ponceau Atlas gekleidet, war besonders reizend anzuschauen. Das pikante, wachsbliche Gesicht im Rahmen des dunkeln Flechtengebäudes sah kostverächterisch auf die bunte Menge aus einer Loge ersten Ranges; nur wenn ein Schwarm unserer Helden seine Huldigungen darbrachte, öffnete ein leises schalkhaftes Lächeln die rothen Lippen. Das zierliche Schwesterpaar David stand Arm in Arm auf dem erhöhten Piedestal der Treppentufen, als gälte es, einem Künstler Modell zu stehen, während unten der Tanz wirbelte, und Fräulein Kitzing von einem Arm in den andern schwebte. Der hünenhafte Niemann und seine zierliche blondlockige Gemahlin erregten ebenfalls die Aufmerksamkeit des Publicums. Umgeben von einer Gruppe der vornehmsten Herren, dem jovialen stattlichen Polizeipräsidenten von Wurmb, dem schönen, schlanken Grafen Lehndorf, einem der historischen Flügeladjutanten, dem geistreichen, pikanten Major von Korff, dem Vortänzer und Liebling der eleganten Welt, Gardecapitain von Chappuis, dem türkischen Obersten von Drigalski, erblickte man unsre Luise Mühlbach, die beiden reizenden Töchter zur Seite.

Zwischen allen den mannigfaltigen Gruppen bewegen sich die Prinzen des königlichen Hauses und knüpfen Unterhaltungen an; namentlich liebt es der Kronprinz, nur von seinem Adjutanten, Major Mißke, begleitet, sich unter die Gesellschaft zu mischen. Sogar der Kaiser geht einige Male in den Saal hinab, um den zunächststehenden einige huldvolle Worte zu sagen. Daß er dabei nicht auf Rang und Stand sieht, macht den Hauptreiz dieser Günst aus.

Ein Ballfest, welches der Kronprinz in dieser Saison gab, zeichnete sich besonders dadurch aus, daß auch viele Gelehrte und



Künstler eingeladen waren, die freilich nur dem Tanze zuschauten, aber vom hohen Gastgeber vielfach in eine lebhaft Unterhaltung gezogen wurden. Auch die Kaiserin redete die Herren an und sprach namentlich viel mit Birchow, von Holzendorf und von Abne. Das Fest fand im Schlosse statt, weil die Räume im Kronprinzen-Palais zu klein geworden sind, seit sich die Gäste aus dem ganzen Reich in Berlin einfanden. Die Kaiserin trug bei dieser Gelegenheit ein lila Atlaskleid, dessen Ueberwurf von weißen Spitzen durch Fliederblüthen aufgerast war. Die Kronprinzessin erschien in silbergrauem Atlas mit goldgelben Einfassungen. Nur wenige Tage später fand ein Schloßball statt, wozu 1600 Personen befohlen waren, und doch warm gepfeift wurde. Einz der interessantesten Hof-feste aber fand am 3. Februar zum Geburtstage der Prinzessin Karl statt; es wurden neun lebende Bilder gestellt unter der Leitung des General-Intendanten Herrn von Hülsen. Das erste, die Gondelfahrt nach Venedig, war eine schwarze venetianische

Gondel, in welcher die Gräfin Lory Sauerma träumerisch sich anlehnte, während die schöne Fürstin Carolath, Tochter des Fürsten Anton Hayfeld, von einem Cavalier, Herr von der Affeburg, zärtlich unterhalten wird. Der Gondolier, Graf Karl Dönhof, will eben vom Lande abstoßen. Die Musikbegleitung war ein italienisches Volksliedchen. Das zweite Bild wurde von Comtesse Alice Verponcher und Herrn von Wurmb dargestellt; eine vortrefflich gemalte Decoration zeigte das Alpenlühn und eine Sennerhütte, vor der die junge Sennerin zwischen ihren Milchkübeln steht und mit einem Gemsenjäger plaudert; was erstere betrifft, so war sie allerdings mehr Ideal, als Wirklichkeit, denn so reizende Sennerinnen, mit solchen Händen und Füßchen, würde man alle Berge auf und ab vergeblich suchen. Das dritte Bild ward durch Frau von Alten und Fräulein von Swistounow ausgeführt, die im Costüm des siebzehnten Jahrhunderts in ruhender Stellung dem Spiel eines jun gen Lautenspielers lauschten, welchen Graf Kanitz darstellte. Das vierte Bild, Cinquartierung, wurde von der schon erwähnten Gräfin Paul Hayfeld, der Frau von Grimm, dem Erbprinzen von Ratibor, dem Grafen Bismarck-Böhlen und dem jungen Herrn von Hülsen dargestellt; es waren Grenadiere Friedrich's des Großen, die zu einer alten Dame und ihrer schönen Tochter wie Herzenseroberer eintreten. Eine Marchmusik lebendigster Art begleitete die reizende Scene. Das fünfte Bild erinnerte an Scheffel's Ekkehard; zwei Frauen lassen sich von einem Mönch aus einer Chronik vorlesen. Die Gräfin Wanda Verponcher, Gemahlin des Hofmarschalls, und die Gräfin Schulenburg-Fleheue sahen im mittelalterlichen Gretchencostüm ganz bezaubernd aus, und Prinz Reuß XVIII., ehrwürdig gemacht durch weißen Bart und Scapulier, erfüllte seine Aufgabe mit großer Naturwahrheit. Das sechste Bild wurde durch Gräfin Agnes Dohna,

Gräfin Adly Bückler, Herrn von Chappuis, Graf Schlittenbach und Graf Bismarck-Schönhausen, ältestem Sohne des Staatskanzlers, dargestellt. Das siebente Bild, Willkommen, war ein Unicum in jeder Beziehung. An einem Bogenfenster stand Gräfin Josephine Seydenow und winkte mit dem Taschentuche einem unsichtbaren Freunde zu. Das rothe Sammetnieder stand ihr entzückend, und das ausdrucksvolle Wienenspiel dieser schönen Züge übertraf Alles, was jemals die Malerei geleistet hat. Wäre der Künstler anwesend gewesen, er hätte gewiß nach diesem wundervollen Original noch einmal sein Bildgemalt. Das achte Bild war eine Abschiedsscene, die vom Herzog Estimar von Oldenburg und der Gräfin Maria Schlittenbach dargestellt wurde. Den Schluß bildete das humoristische Bild von Hoff, ein Dienerichwarm mit Besen und Ausklopfestock, das Portrait des Hausherrn beurtheilend. Die beiden schönen Schwestern von Blumenthal waren Stubenmädchen, die jeder Gebieterin gefährlich würden, und der jüngste Herr von Hülsen trefflich in seiner Maske. Die muntere Musik von Lorking, welche als Begleitung diente, trug auch dazu bei, einen heitern Eindruck hervorzubringen. Das Parterre von Kaiserin und Fürstlichkeiten schien sehr befriedigt von der ganzen Vorstellung

zu sein. Der Theateraal ist von vorzüglicher Einrichtung, und die notwendige Verdunklung wurde durch sehr zweckmäßige, leicht herzustellende Vorrichtungen bewerkstelligt, die auch für kleinere Privatfreizee anwendbar wären. Es wurden nämlich nur Platten von Eisenblech vor die Lichter gestellt, um sie auch zugleich gegen Feuersgefahr zu sichern. In dem prachtvollen Tanzaal wurde das Fest beschlossen, nachdem vorher noch ein solennes Souper eingenommen worden war. Bei den vielen lauten Festlichkeiten des Carnevals kann ein stiller Thee-Abend, wie wir ihn in den Gemächern der Kaiserin voriges Jahr so oft erlebten, selbstverständlich nur selten stattfinden. Wenn am hohen Fenster nach dem Opernplatz hin um 10 Uhr das magisch weiße Licht durch die rothen Damastvorhänge schimmert und die Gestalt des Marmor-Engels verklärt, welche dort steht, kann man indessen vermuthen, daß um den Theatich im kleinen Saal sich eine geistige Tafelrunde versammeln darf. Unter den Damen erblickte man sonst immer die liebenswürdige Gemahlin unseres großen Moltke, die leider in der Blüthe der Jugend vor drei Jahren gestorben ist. Jetzt ist die Gräfin Oriolla, die Gräfin Schulenburg und eine oder die andere Hofdame zugegen. Unter den Männern sind immer einige Celebritäten der Wissenschaft und Kunst befohlen, Geheimrath Abeken, der Staatsrath von Grimm, Professor und Geheimrath Werder, Legationsrath Meier u. A.

Bei der Gräfin Schulenburg, der kaiserlichen Oberhofmeisterin, findet zuweilen eine Fortsetzung der kleinen Theezirkel statt; die Kaiserin erscheint dort als Gast, ist aber eigentlich Wirthin, denn auf ihre Veranlassung werden dort interessante Persönlichkeiten eingeladen, die nicht zur Hofgesellschaft gezogen werden können, denn namentlich den Damen gegenüber ist die Etikette streng; wenn sie verwittwet oder unverheirathet sind, ohne einen höheren Rang zu bekleiden, können sie nicht bei Hofe erscheinen.

Alexander von P.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid aus grauer toile-de-soie; der Rock ist mit vie Blenden desselben Stoffes garnirt. Mantelet von weißer Gattine mit Taffettutter, Capuchon von weißem Atlas mit Schwandeflag, Bandschleife im Haar.
 Figur 2. Gesellschaftstoilette von weißer Seidenreps. Die Garnitur besteht in Blenden und gebogenen Schrägstreifen von gleichem Stoff, welche mit weißer Sammet eingefast sind. Der untere Rock ist mit einem breiten Bolant ausgestattet. Blumenzweig im Haar.
 Figur 3. Anzug für Mädchen von 1 bis 3 Jahren. Kleid von weißem Mull, mit gestollten Frisuren desselben Stoffes garnirt. Gürtel und Schärpe von blauem Taffetband.
 Figur 4. Gesellschaftstoilette aus lila Taffet, mit Röllchen von gleichem Stoff, Verschürung von lila Seidenschur und breiter geknüpfter Seidenfranze ausgestattet. Diadem im Haar.
 Figur 5. Gesellschaftstoilette von hellgrauem Taffet. Die Garnitur besteht in weißer Spitze und schmalem schwarzem Sammetband. Die Tunita ist mit Schleißen von breiterem schwarzem Sammetband getafft. Blumenzweig und Sammettschleife im Haar.

Auflösung des Rebus Seite 68.

„Was Hände bauten, können Hände stürzen.“

Correspondenz.

Die „Hofgeschichte“ wird in einer der nächsten Nummern fortgesetzt. **Blondine aus Oberheffen.** Wenn es Ihnen besonders zusagt, so mögen Sie immerhin eine Sammetrobe zur Brauttoilette wählen. Ihre andere Frage müssen wir verneinen; es ist keineswegs statthaft, daß eine junge Dame während eines Besuches den Schleier vor dem Gesicht behalte.

Pr. in Niederbayern. Der von Ihnen bezeichnete Halschmuck besteht in einer Kutsche, aus einem doppelten, ausgezackten Streifen von schwarzem oder farbigen Taffet, der seiner Mitte entlang in dicke Falten geordnet ist.

A. B. vom Lande. Als Modell eines einfachen Morgenrocks empfehlen wir Ihnen den unter Abbildung 42 und 43 auf Seite 109 des Bazar 1870 gegebenen, auch dürfte sich das mit Abbildung Nr. 64 und 65 auf Seite 28 des Bazar 1872 gebrachte Morgenkleid leicht vereinfachen lassen. Praktische Wirthschaftschürzen finden Sie unter Abbildung 54 und 55 auf Seite 43 dieses Jahrgangs.

Anatholia. Um die nächsten Verwandten trägt man ganz tiefe Trauer mindestens ein halbes Jahr; im zweiten Halbjahr sind weiße Kragen und Manschetten gestattet. Im Uebrigen wird die Trauer weniger durch das Arrangement des Anzugs, als vielmehr durch den Stoff ausgedrückt, natürlich muß auch ersteres einfach sein.

Großmutter in der Schweiz. Wenn Sie das Inhaltsverzeichnis des Bazar 1871 durchsehen, so werden Sie gewiß noch manche brauchbare Vorlage finden. Die gewünschten Wäschemodelle werden in diesem Jahrgange und zwar in nicht zu fernem Zeit erscheinen.

A. v. P. Stolp. Vermuthlich meinen Sie den mit Abb. Nr. 36 auf S. 58 dieses Jahrgangs veröffentlichten Schlafrock. Sie erhalten derartige Schlafrocks aus Seiden wie auch aus Wollstoff in dem Herren-Garderobe-Magazin von Behrendt, Berlin, Friedrichstr. Nr. 83.

B. B. Abonnentin und Undine in J. Eine der nächst erscheinenden Nummern des Bazar wird die Anleitung bringen, ein Kleid mit Schleppe so zu raffen, daß man es auch zur Promenadetoilette tragen kann.

Notiz.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen. Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition.

